1,70 DM / Band 410
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tödliche Perücken

Frankreich F 6,80 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Tödliche Perücken

John Sinclair Nr. 410

von Jason Dark

erschienen am 13.05.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Tödliche Perücken

An der Station Camden Town war die Frau zugestiegen.

Da hatten sich die Fahrgäste in der Tube, der Londoner U-Bahn, noch gedrängt. Zwei Stationen weiter war der Wagen fast leer geworden, und Ches Grady hatte freien Blick.

Er gehörte zu den Typen, die so schläfrig wirkten, tatsächlich aber ihre Umgebung ständig im Auge behielten. Seine gespielte Schläfrigkeit war sofort vorbei, als er die scharfe Braut ein paar Schritte vor sich im Wagen sah.

Der Anblick traf ihn wie eine Eisdusche.

Obwohl genügend Plätze frei waren, hatte sich die Kleine nicht gesetzt. Sie lehnte lässig an einer der metallisch glänzenden Haltestangen und kaute unablässig auf einem Kaugummi. Das Schütteln und Rütteln des Wagens balancierte sie geschickt aus, ohne dabei die Beine zu bewegen.

Grady hatte gesessen, und er saß auch noch, als er sich vornahm, die Kleine anzumachen…

Was ihn an dieser Braut so faszinierte, konnte er nicht genau sagen. Vielleicht war es die Haarfarbe. Einmal ein bräunliches Rot, zum anderen ein giftiges Grün. Beide Farben standen in einem scharfen Kontrast zueinander.

Auch die Kleidung fiel aus dem Rahmen. Das Girl trug einen Winterrock, dessen Blumenmuster wohl einen Hauch von Sommer zaubern sollte. Die karierte Jacke war vielleicht zu dünn bei dieser Kälte, aber das war nicht Gradys Problem. Wenn die Kleine fror, würde er sie schon wärmen.

Hoffentlich stieg sie nicht schon an der nächsten Station aus.

Sobald die Bahn wieder anfuhr, wollte Grady sie anmachen.

Der Zug raste durch den Schlund.

Alles war normal. Das flackernde Licht, das Rattern, das Schaukeln, der Geruch nach Feuchtigkeit, Schweiß und Rauch. Der Schmutz auf dem Boden, die vergessenen Zeitungen in den Ablagen, die Coladose, die im stetigen Rhythmus von einer Richtung in die andere rollte, bevor der Weg sie wieder zurückführte, das alles war auch bei anderen Fahrten zu sehen, zu hören und zu riechen.

Aber da war diese Frau.

Ches Grady schluckte, bevor er die Lippen anfeuchtete. Die Kleine hatte noch nichts bemerkt. Sie nahm von seinen Blicken überhaupt keine Notiz.

Das sollte sich ändern!

Die lange Schlange schaukelte weiter. Wie gespenstische Wesen huschten an der Scheibenreihe die schwachen Lichter der Tunnelbeleuchtung vorbei.

Ein Gegenzug kam.

Zischend wurde die Luft zwischen den beiden Zügen zusammengedrückt. Die erleuchteten Fenster bildeten eine flirrende Lichterkette, die innerhalb einer kurzen Zeit vorbeigehuscht war.

Kein Gesicht war zu sehen gewesen.

Dann wurde der Bremsvorgang eingeleitet. Wände erschienen.

Schmutzig gelbe Kacheln, manchmal mit Plakaten überdeckt und »verschönert« durch Graffiti-Malereien.

Stieg sie aus?

Es war die Sekunde der Wahrheit. Grady kannte die Bewegungen der Fahrgäste, wenn sie aussteigen wollten. So verschieden die Menschen

auch waren, sie reagierten stets gleich, wenn der Zug in eine Station einfuhr und jeder der Erste an der Tür sein wollte.

Da ging durch ihre Körper ein Ruck. Nicht so bei dem Mädchen, sie blieb stehen. Nur einmal hob sie träge den Kopf, und die Haare gerieten ebenso träge in Bewegung, als wären sie aus dem Schlaf erwacht.

Grady bekam feuchte Hände. Er fluchte über sich selbst. Sogar eine innere Stimme riet ihm, auszusteigen, aber er blieb. Er musste einfach bleiben. Eine solche Chance durfte er sich nicht entgehen lassen! Diese Braut musste er haben.

Den hellerleuchteten Bahnhof empfand Ches als nahezu schmerzlich. Er wartete darauf, dass der Zug wieder abfuhr und auch niemand in seinen Wagen einstieg.

Ein Mann schritt an der Fensterscheibe vorbei und schaute in den Wagen. Er wirkte wie ein Büroangestellter, war blass, trug einen Hut, und Ches hob einmal kurz die Faust an, als der Knabe zu intensiv durch das Fenster glotzte.

Der Mann verstand.

Hastig und wie ein ertappter Sünder zog er sich zurück. Sein Ziel war der nächste Wagen.

Noch standen die Türen offen. Von der Station her drang der Geruch von Fish und Chips herein.

Eine Horde Punks lungerte auf den Stufen des Aufgangs herum.

Sie ließen die Flasche und den Joint kreisen. Dabei lauschten sie Hardrockklängen, die aus den Boxen eines Transistors dröhnten.

Dann gingen die Türen zu.

Und niemand hatte den Wagen betreten.

Bis Brent, der nächsten Station, hatte Ches Zeit. In den folgenden Minuten hatte er seinen Auftritt.

Noch bevor sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, stand er auf.

Schon beim ersten Ruck hatte er Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Mit einem raschen Griff fing er sich an der Haltestange und ging los.

Auf seinen Handflächen lag Schweiß. Das war ihm noch nie passiert. Als sträubte sich sein Körper gegen diesen Plan.

Ches hörte nicht auf diese Warnung.

Er ging weiter.

Schritt für Schritt näherte er sich seinem Ziel. Dabei hatte er vergessen, wo er sich befand. Der Wagen kam ihm auf einmal nicht mehr so schmutzig vor, auch der Geruch interessierte ihn nicht. Er glaubte sich auf einer abgeschiedenen Insel im fernen Meer.

Nur er und sie.

Ches Grady setzte seine Schritte schneller, auch lauter. Die Braut reagierte nicht. Nicht einen Blick hatte sie für ihn übrig.

Nach zwei weiteren Schritten stand Ches neben ihr. Er sah nur ihr Haar und hatte den Eindruck, als würde es alt und modrig riechen.

Er lachte sich selbst aus und sprach sie an.

»Na, Süße, wo steigst du denn aus?«

»Geh.«

»He, ich rede mit dir!«

»Ich aber nicht mit dir. Setz dich auf deinen Arsch und lass mich in Ruhe!«

Ches, der sich für einen Anmacher hielt, stand kurz vor einem Wutausbruch. Er packte die Braut an der Schulter, zog sie zu sich herum. Kalte Augen schauten ihn an. »Lass mich los, du Bock!«

»Nein, Süße.« Er grinste breit. »Außerdem sind wir allein hier. Verstehst du? Allein, kein weiterer Fahrgast. Das wird ein Spaß, glaub mir. Wie gesagt, allein. Du könntest netter zu mir sein.«

»Mensch, hau ab. Zum letzten Mal!«

»Nie!«

»Willst du sterben?« fragte sie.

Er begann zu lachen. »Durch dich?«

Eine Antwort erhielt er vorerst nicht. Der Wagen rollte in die nächste Station. Ches wunderte sich, wie schnell die Zeit vergangen war. Da war etwas mit seinem Plan durcheinander geraten.

Jetzt hatte sie die Chance, auszusteigen, wenn sie wollte, aber sie blieb stehen, als sich die Türen mit den typischen Zischgeräuschen öffneten.

Grady verstärkte seinen Druck. Ihr machte es nichts aus. Sie blieb gelassen.

Die Zeit verstrich. Ches kam es wie eine kleine Ewigkeit vor, bis sich die Türen endlich wieder schlossen. Er kannte die Strecke auswendig. In *Hendon Central* würden sie wieder anhalten. Das war die drittletzte Station vor dem Ende der Strecke.

Noch standen die Türen offen. »Du kannst gehen!« flüsterte die Braut. »Deine Chance ist da.«

»Ich bleibe aber,« erklärte er und grinste süffisant.

»Okay, deine Schuld. Ich habe dich gewarnt.«

Der Zug fuhr an.

Dieser Ruck war für Ches Grady das Signal. Er hatte seinen Griff nicht gelockert.

Mit einer heftigen Bewegung drehte er sich um, schaute siean und sah, dass sich der Blick ihrer Augen verändert hatte. Er war irgendwie trübe geworden, als würde ein Schleier über den Pupillen liegen. Vermischt mit einem Wissen, dass der andere keine Chance mehr hatte.

Ches Grady ahnte etwas, aber er wollte es nicht wahrhaben. Bisher war er immer Sieger geblieben, natürlich in seinen gewissen Grenzen.

Ganz nach oben war er nie gekommen, dazu fehlte ihm einfach das gewisse Etwas, aber in seinem Kreis war er der King.

Er zog das Girl zu sich heran. Er wollte sie küssen, gierig, wie es seine Art war, doch er zuckte zurück, denn etwas Kaltes war über sein Gesicht geglitten.

Ches hob den Blick, während er gleichzeitig über die berührten Hautstellen wischte.

Er sah es und wollte es nicht glauben. Er stand hier in einem Zug, der durch die Tunnelröhre ratterte, und er sah vor sich eine Szene, die in einen der zahlreichen Horror-Streifen hätte hineinpassen können. Die Haare auf dem Kopf bewegten sich. Sie hatten sich zu dicken Zöpfen zusammengefunden, und sie lebten, waren Schlangen!

»Ich habe dir doch gesagt, dass du aufhören sollst!« flüsterte die Braut und starrte ihn an. Dir Blick war kalt, während sich die Schlangen auf dem Schädel aufrichteten und dem Vergleich mit einem armdicken Gewürm standhielten.

Grady überlegte, wo er so etwas schon mal gesehen oder gelesen hatte. In einem Film, der von einer killenden Frau mit Schlangenhaar handelte.

Jetzt fiel ihm auch der Name wieder ein, und er fragte die Braut danach. »Bist du eine Medusa?«

»Vielleicht.«

»Aber wir sind doch nicht im Kino!«

»Nein, das sind wir nicht.« Sie lächelte bei dieser Antwort. Ches Grady empfand es als teuflisch.

Was sollte er tun? Aus dem Wagen konnte er nicht ausbrechen.

Erst in Hendon Central hatte er die Chance. Bis dorthin verging einige Zeit, zu viel Zeit für ihn.

Wenn sie sich wenigstens auf eine weitere Diskussion eingelassen hätte, daran dachte sie aber nicht, als sie sich langsam vorschob und Ches Grady in die Defensive drängte.

Er musste einfach zurück!

»Du hattest mich doch anmachen wollen!« verhöhnte sie ihn. »Ich habe dich schon lange beobachtet. Jetzt hast du die Chance. Komm her, Söhnchen. Komm ruhig zu mir. Ich zeige dir schon, wo es langgeht.«

Ches wollte nicht mehr. Er blickte über seine Schulter zurück.

Rechts und links sah er die Sitzbänke. Sie kamen ihm wie Zeugen vor, die ihn auslachen wollten, sich aber nicht trauten, dies laut zu tun.

Er ging wieder zurück. Dabei hielt er die Arme ausgebreitet. Mit den Handrücken berührte er die Haltestangen; über seinem Kopf baumelten die Griffe, und er sah, dass ihm das Mädchen folgte. Rote und grüne Schlangen bewegten sich auf dem Kopf dieser Person. Sie

richteten sich auf, zogen sich zusammen, drückten sich mal nach rechts, dann in die entgegengesetzte Richtung, verbeugten sich, richteten sich wieder auf und begannen ihr Spiel von neuem, wobei sie sich hin und wieder ineinander verschlangen.

Allmählich wich bei Grady der Schock. Urplötzlich blieb er stehen, hob die Arme und packte zwei Halteschlaufen.

Im nächsten Augenblick schwang er die Beine hoch, schrie und traf.

Seine Stiefelsohlen jagten auf die Braut zu und stießen sie zurück.

Das Mädchen riss die Arme hoch, drehte sich noch ab, fiel nach links und zwischen zwei Bänke. Ches Grady glaubte an einen Sieg, als er sie so liegen sah. Er griff in die Tasche und holte ein Messer hervor. Seine Aktionen wurden nicht mehr von normalen Gedanken geleitet. Was er tat, geschah aus lauter Angst, denn die spürte er in der Tiefe seines Herzens.

Das Mädchen richtete sich soeben auf, als Grady plötzlich neben ihr stand. Aus seiner Faust schaute etwas Langes, Spitzes hervor.

Eine Messerklinge!

»Ich werde dir die Schlangen einzeln abschneiden!« versprach er und vollführte eine kreisförmige Bewegung, weil er das widerliche Gewürm seitlich kappen wollte.

Seine Gegnerin aber stieß sich ab. Sie unterlief den Stich, und diesmal prallte sie gegen ihn. Die Klinge fuhr ins Leere. Jetzt schnellte die Braut hoch, und Grady spürte plötzlich das weiche Zeug in seinem Gesicht. Ein Ekelgefühl peitschte in ihm hoch. Er musste sich an einer Stange festhalten, um nicht zu fallen, und die Schlangen fanden zielsicher ihren Weg zu seinem Hals.

Dort klammerten sie sich fest.

Grady kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

Aus dem weit aufgerissenen Mund drang ein Röcheln. Der Arm mit dem Messer fuhr in unkontrollierbaren Bewegungen durch die Luft.

Die Klinge traf eine Sitzbank, schrammte an einer Metallstange ab, traf auch etwas Weiches, aber das bemerkte er kaum noch.

Vier Schlangen gleichzeitig hatten sich wie Würgebänder um seine Kehle gewickelt.

Gnade kannten sie nicht.

Eine unheimliche Kraft leitete sie. Sie war nicht erklärbar, auch Ches schaffte es nicht, er wusste nur, dass sich sein Leben allmählich dem Ende zuneigte.

Das Mädchen war stehen geblieben. Sie hatte sich breitbeinig aufgebaut. In ihren Augen lag eine erschreckende Kälte, vermischt mit Hass und Wut auf das Opfer.

Die Schlangen schnürten Ches die Luft ab. Schon längst sah er seine Umgebung nicht mehr klar. Er merkte überhaupt nicht, dass der Zug fuhr.

Er schwebte…

Und er schwebte dem Tod entgegen. Wie auf einer Wolke glitt er dahin. Plötzlich war alles leicht. Sein Kopf lag schräg, das sah auch das Mädchen. Sie verfolgte seinen Todeskampf.

Geschafft.

Die Schlangen lösten sich vom Hals des Toten, als hätten sieeinen Befehl erhalten. Da keine Verbindung mehr bestand, verlor er das Gleichgewicht und sackte zurück.

Er fiel gegen eine seitliche Sitzbegrenzung, konnte sich an dieser nicht halten und rutschte zu Boden.

Das Mädchen erwachte wie aus einer Erstarrung. Sie wischte sich über die Augen, blickte sich um und stellte fest, dass sie mit einem Toten im Wagen war.

An der rechten Seite spürte sie Schmerzen. Sie fühlte nach und ertastete die Nässe an ihrer Jacke. Blut hatte den Stoff getränkt, ihr Blut. In seiner Verzweiflung musste der Kerl sie mit der Klinge erwischt haben.

Als sie sich das Messer ansah, erkannte sie die roten Schlieren auf der Klinge.

Und dann stoppte der Zug.

Die Lichter draußen auf dem leeren Bahnsteig waren wie kalte Inseln. Schilder mit der Aufschrift Hendon Central erschienen, die üblichen Kacheln, die Plakate an den Wänden, die Malereien.

Und dennoch war etwas anders geworden.

Jetzt lag ein Toter im Wagen.

Der Zug hielt.

Das Mädchen ging zur Tür. Bei jedem Schritt zuckte der Schmerz an ihrer Seite durch den Körper bis fast in die Schulter hinein. Sie riss sich aber zusammen, denn sie musste weg. Dabei hatte sie nicht mehr weit zu laufen. In ihrer Wohnung konnte sie sich erst einmal verkriechen, und dann würde sie anrufen…

***

»Das ist der fünfte Whisky, Bill,« sagte der Mann in der braunen Hausjoppe und grinste.

»Aber mit Eis!« schränkte der Reporter Bill Conolly ein.

»Außerdem ist es der letzte.«

»Schade.«

»Komm, Duffy, du musst auch wieder ran. Deine Zeitung schenkt dir nichts.«

Duffy hob sein Glas. »War trotzdem nett, dass du an mich gedacht hast, alter Junge.«

»Wozu hat man Bekannte? Und du bist nun mal einer der besten Gerichtsreporter gewesen. Schade, dass du heute nur noch

freiberuflich tätig bist.«
»Ja, ja.« Duffy strich durch sein Haar. »Ich möchte dich aber noch warnen, Bill. Du hast dich da auf ein Gebiet begeben, bei dem die meisten Betroffenen sehr zurückhaltend und sensibel reagieren.«
Der Reporter stellte das Glas weg. Er hatte es sich in einem Schwenksessel gemütlich gemacht. Duffy saß ihm in einem ähnlichen Sessel gegenüber. Beide wurden vom Feuer eines Kamins angestrahlt. Es war eine winterliche Wohltat, die sie genossen, obwohl das Thema, über das sie gesprochen hatten, mehr als brisant gewesen war.
»Gut, Duffy, du hast Recht. Im Prinzip. Aber ich schreibe an einer Serie, die sich mit Fällen aus der Vergangenheit beschäftigt. Man hat mir den Job angeboten, und diese Arbeit macht mir einfach Spaß. Ich muss eben nur viel recherchieren. Die Fälle selbst sind offiziell abgeschlossen.«
»Aber nicht vergessen.«
Bill runzelte die Stirn. »Meinst du, dass sich noch einige Leute daran erinnern?«
Duffy lachte. »Und wie die sich erinnern werden! Die springen dir mit dem nackten Hintern ins Gesicht, wenn du wieder den alten Schlamm aufrührst. Vieles ist nicht aufgeklärt worden. Man hat die Dinge lieber in Aktenschränken verschimmeln lassen, bevor es irgendwelchen Ärger mit hochgestellten und beziehungsreichen Persönlichkeiten gab. Daran solltest du immer denken, Bill.«
»Ich werde vorsichtig sein.«
Duffy grinste. »Auch beim Fahren. Fünf Whisky, dann das Wetter, der Weg ist lang.«
»Weiß ich. Aber ich habe die Getränke auf drei Stunden verteilt. Außerdem bin ich mit der U-Bahn gekommen und fahre auch wieder mit ihr zurück.«
»Kein Taxi?« wunderte sich Duffy.
Bill lehnte sich zurück und leerte das Glas. »Du hast die Station doch dicht vor der Tür. Ich fahre gern mit der Tube. Sie erinnert mich immer an meine Jugendzeit. Das Rauschen törnt an.« Bill schaute auf die Uhr. »Es wird Zeit.«
Duffy grinste. »Geändert hast du dich nicht, Bill. Bist wie früher.«
»Du ja auch. Immer noch Junggeselle?«
»Ja.«
»Auch sonst unbeweibt?«
»Ja. Wenn es was zu besorgen gibt, sage ich meiner Tochter Bescheid. Die holt mir alles. Sie ist inzwischen verheiratet und hat zwei Kinder. Süße Geschöpfe.« Die Augen des alten Reporters begannen zu strahlen.
»Du und Großvater?«
»Ja, warum nicht?«

»Dann verwahrst du die Kinder auch?«

Duffy holte tief Luft. »Reden wir über ein anderes Thema,« sagte er und griff noch einmal zur Flasche.

Bill winkte ab. »Nein, das ist genug gewesen.« Innerlich lachte er.

Es war wirklich schwer, sich vorzustellen, dass Duffy, der alte Weiberheld und Schwerenöter, mittlerweile Großvater geworden war. Aber so verging die Zeit. Dass er eine Tochter hatte, war Bill bekannt. Sie stammte aus einer früheren Verbindung mit einer polnischen Gräfin. So jedenfalls hatte Duffy sie damals bezeichnet.

Kennen gelernt hatte Bill sie nicht mehr. Es war vor ihrer Bekanntschaft gewesen.

Der Reporter stand auf. Auch Duffy erhob sich. Er brachte Bill zur Garderobe. Bill schlüpfte in seinen neuen Wintermantel und verabschiedete sich.

»Wenn ich etwas Neues gefunden habe, rufe ich dich an, Duffy. Okay?«

»Klar.«

Bill wurde bis zur Haustür begleitet. Als er sie aufzog, peitschte ihm der Schneeregen ins Gesicht. Duffy zog sichschnell zurück.

»Das ist nicht mein Wetter. Soll ich dir nicht doch einen Wagen rufen?«

»Nein, die paar Schritte gehe ich schon zu Fuß. Vielen Dank noch mal für den Whisky und die Informationen.«

»Gern geschehen.«

Bill stellte den Kragen hoch und machte sich auf den Weg zur Station. Er lief schnell. Von links kam ein Wagen, als er die Straße überquerte. Er war noch weit weg und rauschte, als Bill die andere Seite erreicht hatte, mit schmatzenden Reifen an dem Reporter vorbei.

Lampen säumten Bills Weg. Durch die Lichtinseln peitschte der steife Wind die Schleier aus Schnee und Regen. Bill ging noch schneller und erreichte bald den Zugang zur Station. Er mochte diese unpersönlichen U-Bahn-Stationen nicht. Hier wirkte alles kalt und abweisend.

Der Reporter strich seine feuchten Haare zurück und löste am Automaten ein Ticket. Ein Blick zum Fahrplan. In sechs Minuten fuhr die nächste Bahn.

Der Reporter stellte sich dicht an die Gleise. Zusammen mit zwei Frauen, drei Jugendlichen und einer Gruppe von Arbeitern, die zur Schicht wollten und sich über die Firma unterhielten.

Bill kannte sich bei der Tube in etwa aus. Zusammen mit seinem Freund John Sinclair hatte er sich schon in den Schächten herumgetrieben und Ghouls gejagt. Von dieser Dämonenart hatten sie zum Glück lange nichts mehr gehört.

Der Zug kam.

Bill hörte aus der Ferne ein Rauschen, dann rollte die Schlange in den unterirdischen Bahnhof ein.

Als die U-Bahn nur noch sehr langsam fuhr, schritt Bill neben der Wagenreihe her. An der Tür, wo er einsteigen wollte, stand eine junge Frau, die darauf wartete, aussteigen zu können.

Automatisch öffnete sich die Tür. Bill hob den Blick. Er sah das Mädchen, sie sah ihn, und Bill bemerkte sofort, dass mit dem weiblichen Fahrgast etwas nicht stimmte.

Da waren die seltsamen Haare. Bill fiel auch die Anspannung in dem Gesicht des Mädchens auf.

Sie drängte sich an ihm vorbei. Hastig, als hätte sie etwas zu verbergen. Fast hätte sie den Reporter noch berührt. Es war ganz natürlich, dass Bill den Kopf drehte, um der Frau einen Blick nachzuwerfen.

Der Reporter sah es sofort.

Die Frau war verletzt, blutete an der rechten Seite.

Da war etwas passiert. Wahrscheinlich in der U-Bahn. Bill musste sich blitzschnell entscheiden, ob er einsteigen oder das Mädchen verfolgen sollte.

Conolly entschied sich für die Verfolgung. »He, Moment mal.«

Sein Ruf erreichte die Frau. Sie zögerte kurz, flüchtete aber dann.

Mit dieser Reaktion hatte sie den Reporter überrascht, dass er zunächst einmal stehen blieb. Die anderen Fahrgäste waren schon eingestiegen, Bill aber nahm die Verfolgung auf…

***

Das Mädchen hatte durch Bills Zögern den Vorsprung vergrößern können und befand sich bereits auf der Treppe. Die ersten drei Stufen nahm sie mit einem Sprung, dann knickte sie ein, hielt sich am Geländer fest und drehte den Kopf.

Sie stand im Halbdunkel, denn jemand hatte die Lampe der Treppenbeleuchtung zertrümmert. Trotzdem wurde Bill das Gefühl nicht los, als würden sich die Haare auf dem Kopf der Frau bewegen.

Das musste einfach etwas zu bedeuten haben! Er konnte sich nicht vorstellen, sich dermaßen getäuscht zu haben.

»Nun warten Sie doch!«

Durch die Gestalt der Frau lief ein Ruck. Plötzlich war sie nicht mehr zu halten. Sie nahm die Stufen mit langen Sätzen und achtete dabei nicht auf ihre Verletzung.

Auch Bill wurde schneller.

Er konnte unbehindert laufen. Als er die Treppe erreichte, sah er die Frau bereits an ihrem Ende. Ihre Gestalt zeichnete sich im fahlblauen Licht einer Laterne ab, durch dessen hellere Inseln der Schneeregen in langen Fäden strich.

»Warten Sie!«

Die Frau wollte nicht hören. Sie verschwand wie ein Schatten.

Bill spurtete. Er hatte das Gefühl, einfach helfen zu müssen, auch wenn er sich dadurch Unannehmlichkeiten einhandelte. Wieder klatschte der kalte Schneeregen in sein Gesicht, als er das Ende der Treppe erreicht hatte und sich umschaute.

Von der Frau war nichts zu sehen. Leer lag der Gehsteig vor ihm.

Der kalte Schneeregen kam von vorn und klatschte gegen sein Gesicht. Es war verrückt, was der Reporter tat.

Wäre Bill eingestiegen und abgefahren, hätte er sich sicherlich Vorwürfe gemacht, und so lief er weiter an den Häusern vorbei. Er gelangte in die Nähe eines kleinen Parks.

Dort sah er die Frau wieder. Sie hatte Schwierigkeiten beim Laufen. Das rechte Bein zog sie nach, der Blutverlust musste sie geschwächt haben. Kurz vor dem Park blieb sie plötzlich stehen und drehte sich um. Bill sah das Gesicht als hellen Fleck. Vielleicht hatte sie ihn entdeckt, denn sie riss sich zusammen und lief weiter.

Bill war plötzlich davon überzeugt, genau richtig gehandelt zu haben. Diese Frau brauchte Hilfe, auch wenn sie sich sträubte.

Der kleine Park entpuppte sich als eine düstere Insel. Es gab dort keine einzige Laterne.

An den Ästen und Zweigen hingen keine Blätter mehr. Bill sank bei jedem Schritt auf dem weichen Boden ein. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, sodass er Einzelheiten erkennen konnte.

In der Nähe sah er einen Weg, den er schnell erreichte. Er führte auf die Mitte des Parks zu, wo sich eine pilzförmige Schutzhütte in der Dunkelheit abzeichnete.

Um den breiten Stamm herum war eine Sitzbank gefertigt worden. Bill lief auf den Pilz zu.

Von der Frau sah er nichts. Er blieb unter dem Pilz stehen und fand dort vor dem Schneeregen einen Augenblick Schutz. Der Mantelstoff hatte sich vollgesogen. Seine Haare waren klatschnass.

Wo steckte die Frau?

Bill versuchte es durch Rufen. Er wollte die Unbekannte von seinen lauteren Absichten überzeugen und hoffte, dass sie Vertrauen zu ihm fand.

»Miss, ich weiß, dass Sie hier in der Nähe sind. Melden Sie sich, kommen Sie zu mir! Ich will Ihnen helfen! Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben, das verspreche ich Ihnen.«

Keine Reaktion. Die Frau, wenn sie überhaupt in der Nähe war, blieb stumm.

Bill Conolly schüttelte den Kopf. Er sah diese Nichtreaktion der Frau als dumm an und versuchte noch einmal, sie durch seinen Ruf zu

überzeugen.
Auch jetzt meldete sie sich nicht.
»Die ist verrückt!« murmelte er. Bill setzte sich in Bewegung. Er wollte um den Pilz herumschreiten und noch einmal in die andere Richtung rufen.
An der Straße zuckten für die Länge eines Herzschlags Lichter auf, die durch den Park strichen, zuerst Büsche und Bäume erfassten und dann die Frau. Nun wusste Bill, weshalb sie sich nicht gemeldet hatte. Sie hatte sich am Gebälk des Pilzes an ihren eigenen Haaren erhängt!

***

Selbst für Bill Conolly, der schon vieles hinter sich hatte und nicht so leicht erschüttert werden konnte, war es ein Schock. Er trat unwillkürlich zwei Schritte zurück und schüttelte den Kopf. An eine solche Wendung des Falles hatte er im Traum nicht gedacht, und ihm fielen wieder die sich bewegenden Haare der Person auf.
Sie mussten sich einfach bewegt haben, sonst wäre es der Frau nicht gelungen, sich an ihnen aufzuhängen.
An den eigenen Haaren erhängt!
Bill atmete tief ein. Er spürte, wie er zu zittern anfing. Zum Glück hatte sich der Reporter gut unter Kontrolle. Er war Situationen wie diese zwar nicht gewohnt, aber das Grauen und der Tod hatten ihn auf seinem Weg oft genug als nicht gewünschte Partner begleitet.
Er stieg auf die Sitzfläche. Jetzt baumelte die Frau mit ihren Knien ungefähr in Kinnhöhe. Bill holte sein Feuerzeug aus der Tasche und hatte Glück, dass der Wind die Flamme nicht ausblies. Bill schützte sie mit einer Hand.
Der Lichtschein glitt an der Gestalt hoch und erfasste den Kopf der Frau, sodass Bill Einzelheiten erkannte.
Er hatte sich beim ersten Hinsehen tatsächlich nicht getäuscht. Die Frau hatte sich an ihren eigenen Haaren erhängt.
Oder war eine andere Kraft im Spiel gewesen?
Bill reckte sich und stellte sich dabei auf die Zehenspitzen. Jetzt erreichte der Ausläufer der Flammen das nasse, bleiche Gesicht mit den aufgerissenen und verdrehten Augen.
Die einzelnen Haarstränge waren ineinander verwoben und verfilzt.
Doch wie war der Selbstmord möglich gewesen? Oder hatte etwa jemand nachgeholfen?
Darüber dachte der Reporter nach. Doch Spuren einer Fremdeinwirkung konnte er nicht feststellen.
Was tun?
Bill löschte die Flamme, ließ das Feuerzeug in der Tasche verschwinden, sprang hoch und hielt sich an einem Balken fest. Was er vorhatte, war nicht rechtens. Er hätte die Polizei alarmieren

müssen, damit sie die Tote herunternahmen. Aber Bill ging davon aus, dass in diesem Fall möglicherweise andere Kräfte eine Rolle spielten, deshalb wollte er es selbst versuchen.

Es kam nicht mehr dazu.

Plötzlich ging ein Ruck durch die Leiche. Sie fiel nach unten – und verlor dabei ihre Haare.

Sie schlug mit einem Fuß noch gegen die Kante der Sitzbank, kippte weg und blieb auf der Seite liegen.

Bill aber starrte nach oben.

Dort hingen die Haare, und der Reporter wusste in diesem Moment Bescheid. Es waren keine echten Haare, denn an dem Balken hing eine Perücke.

Die Tote hatte von Natur aus blondes Haar, das sie sehr kurz geschnitten trug.

Der Reporter stand noch immer auf der Sitzbank. Er hörte das Klatschen des Schneeregens und schielte wieder in die Höhe, weil er sich doppelt überzeugen wollte.

Die Perücke blieb, und die geflochtenen Haare bewegten sich sogar. Es war nicht der Wind, der dies verursachte, die einzelnen Strähnen schienen eigene Kräfte zu besitzen und voneinander unabhängig zu sein.

Bill brauchte sich nicht zu strecken, um die Perücke vom Balken zu holen. Sie fiel von allein.

Bill sprang von der Bank. Vorsichtig stieg er über die Tote hinweg und blieb neben der Perücke stehen. Er wollte sie aufheben, doch er zögerte. Dieses schlangenartige Gebilde war ihm nicht geheuer.

Es hatte getötet, und es musste eine ungemein starke Kraft in ihm stecken.

Der Reporter war nicht bewaffnet. Vielleicht hätte er dann mit seiner Silberkugel-Beretta auf die seltsamen Haare geschossen, so aber blieb er in sicherer Entfernung hocken.

Er untersuchte die Perücke aus der Distanz und war fest davon überzeugt, es mit einem Schlangenhaupt zu tun zu haben.

Bill dachte sofort einen Schritt weiter, an die Medusa, diese schlangenköpfige Dämonin, die in der griechischen Sage eine große Rolle gespielt hatte und bei deren Anblick ein Mensch zu Stein wurde.

Das war hier nicht der Fall.

Bill zog sich zurück, weil ihm eine Idee gekommen war. Von einem Gebüsch brach er einen entsprechend langen Zweig ab und berührte damit die Perücke.

Sofort sah er das Zucken. Einen Gedankensprung späterpackte die »Haarsträhne« zu. Sie umwickelte den Stab, ruckte daran, und Bill ließ ihn hastig los.

Gleichzeitig bewegten sich die anderen Haarsträhnen. Sie stellten

sich hoch, sodass sie aussahen wie die Fangarme eines Kraken, und sie reichten den Zweig untereinander weiter, bis ihn einer von ihnen zerknackte.

Dieses Geräusch riss den Reporter aus seiner Erstarrung. Er fuhr hoch, blieb stehen und starrte auf die Schlangenarme, die sich bewegten.

Sie schlugen in seine Richtung, streckten sich, wurden dadurch länger und berührten sogar Bills Fußspitzen, der hastig zurückzuckte.

»Das kann doch nicht wahr sein!« flüsterte er. »Das ist unmöglich!«

Haare, die lebten.

Vielleicht eine Killer-Perücke. Jedenfalls ein dämonisch gelenktes Etwas, über das Bill Conolly buchstäblich gestolpert war.

Gedanken, Vermutungen und Theorien wirbelten in seinem Schädel durcheinander. Er überlegte, was das alles zu bedeuten hatte, aber ein Resultat wollte ihm nicht einfallen.

Im Schneeregen stand er da, hörte die rauschenden Geräusche, aber nicht die Schritte, die sich ihm näherten.

Durch den düsteren Park schlich eine Gestalt. Sie war dunkel gekleidet, damit sie sich den äußeren Gegebenheiten anpassen konnte, und sie hielt etwas in der rechten Hand, was wie ein Schlagstock aussah.

Bill war nach wie vor ahnungslos.

Er überlegte seine nächsten Schritte, als die unheimlich wirkende Gestalt vorhuschte und aus dem Schneeregenschleier dicht hinter dem Reporter erschien.

Ein Arm wurde gehoben.

Die Bewegung war sehr schnell durchgeführt worden. Vielleicht um eine Idee zu schnell, denn Bill hatte neben sich einen Schatten bemerkt, fuhr herum und tat trotzdem das Falsche.

Der Schlagstock traf ihn seitlich am Schädel! Bill sah nur noch Sterne!

Bewusstlos schlug der Reporter auf den aufgeweichten Boden!

***

Die Gestalt war zufrieden. Nur langsam erhob sie sich aus ihrer gebückten Schlaghaltung, warf einen Blick auf die Tote und begann leise zu lachen. »Du hättest vorsichtiger sein müssen, Kleine. Ich hatte dich gewarnt. Dein Pech, dass ich dich killen lassen musste.«

Die Gestalt – es war ein Mann – schüttelte den Kopf. Er mochte keine Versager, denn er selbst zählte sich nur zu den Siegern. Nicht umsonst hatte er diesen Großversuch gestartet, der schon zu Beginn mit einer Niederlage endete.

Aber er hatte noch mehrere Eisen im Feuer.

Der Mann näherte sich der am Boden liegenden Perücke und hob sie

behutsam hoch.
Er hatte dabei in die Schlangen gefasst, ohne sich daran zu stören.
Der Mann hielt die Perücke vor sein Gesicht, bewegte die Lippen und sprach Worte, die nur er selbst verstand. Als akustisches Signal gingen sie im Rauschen des Regens unter.
Dann drehte er sich hart um.
Sein Blick fiel auf den Bewusstlosen. Den Schlagstock hatte er weggesteckt. Dafür holte er mit der freien Hand etwas anderes aus der Tasche. Es war ein langes Messer.
Matt leuchtete die Klinge, auf der sich sofort die Wassertropfen sammelten und an ihr nach unten liefen. Der Kerl musste getötet werden. Es sollte schnell gehen, deshalb nahm sein Mörder auch das Messer. Als sich der Mann bückte, hörte er das Heulen, sah das geisterhafte Blaulicht und die Lichtexplosionen mehrerer Scheinwerfer.
Ihm wurde klar, dass sich eine Polizeitruppe nahe des kleinen Parks befand. Vielleicht wollten sie ihn sogar durchsuchen.
Der Mann zischte einen Fluch und ließ das Messer wieder verschwinden. Er konnte jetzt keinen Mord riskieren.
Wie ein Phantom schob er sich um den Pilz herum und suchte Deckung zwischen dem kahlen Buschwerk.
Und so hatten es die Polizeisirenen tatsächlich geschafft, das Leben des Reporters Bill Conolly zu retten…

***

Das hatte ja mal wieder sein müssen. Dieses widerliche Geräusch, das einen Menschen aus dem tiefsten Schlummer reißen oder unter der Dusche hervorlocken konnte.
Geräusch gleich Telefon!
Ich hörte sein Läuten und war dabei, in die Arme des Schlafgottes Morpheus zu gleiten. Ich erschrak im ersten Augenblick, war aber dann voll da.
Ich meldete mich mit einer Stimme, die dem anderen Teilnehmer wie eine Morddrohung vorkommen musste.
»Hast du schon im Bett gelegen?«
»Accccchhhh!« Ich stöhnte auf. »So eine dumme Frage kann auch nur von einem Menschen kommen, der versuchsweise lebt und dazu noch Bill Conolly heißt. Ja, du Ziegensack, ich habe im Bett gelegen. Schließlich ist es,« ich schaute auf die Uhr, »eine halbe Stunde vor Mitternacht. Da liegen anständige Menschen schon im Bett.«
»Okay, dann bin ich unanständig.«
»Von wo aus rufst du an?«
»Aus einem Polizeiwagen.«
Ich sagte zunächst einmal nichts und fragte nach einer Weile:

»Stimmt das auch?«

»Ja.«

»Wo befindest du dich?« Jetzt war ich schon halb aus dem Bett und zog mir mit zahlreichen Verrenkungen die Schlafanzughose aus.

»Kennst du die U-Bahn-Station Hendon Central?«

»Klar, im Londoner Norden.«

»Genau.«

»Dort erwarte ich dich.«

»Weshalb denn?«

»Du musst zwei Tote begutachten. Eine Leiche wurde in der U-Bahn gefunden, die andere entdeckte ich in einem kleinen Park. Alles Weitere erkläre ich dir, sobald du hier bist.«

»Gut, warte an der Station.«

Ich legte auf und zog mich im Rekordtempo an. Zwei Tote hatte Bill gefunden. Verdammt, diese Nachricht war mir auf den Magen geschlagen. Ich wusste, was für ein Wetter war, da jagte man keinen Hund vor die Tür, doch wir Menschen waren manchmal schlimmer dran.

Den Burberry legte ich über den Arm, als ich mit dem Lift nach unten in die Tiefgarage fuhr. Suko hatte ich nicht Bescheid gegeben.

Sollte er die Nacht mit seiner Shao genießen. Lange genug waren sie schließlich getrennt gewesen.

Erst vor zwei Tagen waren wir aus Irland zurückgekehrt. Ich hatte auch den Besuch bei meinen Eltern nicht mehr nachholen können und musste mir einen anderen Termin vormerken.

Der Bentley wartete geduldig. Ich rollte als Einziger der Ausfahrt entgegen, öffnete das Gittertor mit Hilfe meiner Codekarte und tauchte ein in das Gemisch aus Regen, Schnee und Dunst.

Ein ganz besch… eidenes Novemberwetter hielt London umfangen. Da trauten sich selbst die leichten Mädchen in Soho nicht mehr auf die Straße und warteten lieber in den warmen Pinten auf Kundschaft.

Ich fuhr in Richtung Norden. Zum Glück waren nicht viele Menschen so irre wie ich. Die meisten waren zu Hause geblieben und hatten demnach ihre Fahrzeuge stehen lassen.

Die Fahrt ging auch vorbei, und ein kreisendes Blaulicht wies mir die letzte Wegstrecke. Da ich keinen vernünftigen Parkplatz fand, stellte ich meinen Bentley auf den Gehsteig, stieg aus, sah nicht nur die Beamten, auch meinen Freund Bill Conolly, aus dessen Mund mir eine Fahne entgegenschlug.

»Bist du steif?« fragte ich.

»Nein, ich beuge nur gegen eine Erkältung vor.«

Mein Blick fiel auf das Pflaster. Es bedeckte seinen Kopf an der linken Seite. »Und das da?«

»Ein Knüppel, eine Stange, was weiß ich.« Bill deutete auf meinen

Bentley. »Sollen wir uns nicht hineinsetzen?«

»Ja, geh schon vor. Ich will nur mit dem zuständigen Leiter sprechen.« Den fand ich am Bahnsteig. Man hatte die Strecke gesperrt.

Experten der Mordkommission untersuchten einen Wagen besonders genau. In seinem Innern war der Tote gefunden worden.

Da man mir den Eintritt verwehrte, winkte ich Oberinspektor Finley heran. Er war in meinem Alter, gehörte zu den jovialen Typen und hatte fünf Kinder. Trotzdem oder gerade deshalb war er ein fröhlicher Mensch geblieben.

»Ist das Ihr Fall, Sinclair?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Was wissen Sie überhaupt?«

»Dass heute schon morgen ist.«

»Na ja, dann werde ich Sie mal aufklären.« Wir gingen ein paar Schritte weiter. Ich erfuhr, dass in der U-Bahn von einem hier an der Station zusteigenden Kontrolleur der Tote gefunden worden war.

Der Mann hatte den Zug sofort anhalten lassen und die Polizei alarmiert. Der Arzt hatte den ersten Eindruck der Beamten nach einer kurzen Untersuchung bestätigt.

Der Mann war erwürgt worden.

Von wem und womit, das konnte niemand sagen. »Jedenfalls sind die Abdrücke an seinem Hals deutlich zu erkennen,« erklärte man mir.

»Und der zweite Tote?« fragte ich.

»Ist eine Frau. Nicht weit von hier lag sie in einem kleinen Park. Die hat Ihr Freund entdeckt, bevor man ihn niederschlug. Wir gehen davon aus, dass der Mörder noch in der Nähe gelauert haben muss. Dieser Bill Conolly hat wirklich ein sagenhaftes Glück gehabt, dass er nicht auch zu den Toten zählt. Normalerweise lässt so ein Killer keine Zeugen zurück.«

»Falls Bill ihn gesehen hat.«

»Das war nicht der Fall.«

»Und wie kam die Frau um?«

»Sie wurde ebenfalls erwürgt!« berichtete Finley. »An ihrem Hals entdeckten wir die gleichen Abdrücke wie bei diesem Ches Grady, so heißt der Tote.«

»Und wie heißt die Frau?«

»Lisa Brookman.«

Ich hob die Schultern. »Sorry, den Namen habe ich noch nie gehört. Ist er Ihnen schon untergekommen, Finley?«

»Auch nicht.«

Ich stellte die nächste Frage. »Wie sieht es denn mit Zeugen aus?«

»Noch mieser als mies. Man kann Ihren Freund Bill Conolly als Zeugen bezeichnen. Er hat gesehen, wie die später von ihm gefundene Tote den Wagen hier verlassen hat. Sie fiel ihm auf, weil sie stark

blutete. Bei Grady haben wir ein Messer mit blutiger Klinge gefunden. Wahrscheinlich hat er auf die junge Frau eingestochen.«

»Und der Grund?«

»Da fragen Sie mich zu viel, Sinclair. Ich weiß es nicht, weshalb er das getan hat.«

»Und dann sind sie ermordet worden,« murmelte ich. »Der Mann im Wagen, die Frau im Park.« Ich lachte auf. »Irgendwie gefällt mir das nicht. Da passt einiges nicht zusammen.«

»Nein. Es muss noch eine dritte Person im Wagen gewesen sein. Eben dieser Würger.«

»Und den hat mein Freund Bill Conolly nicht gesehen?«

»Leider nicht. Der Täter kann natürlich beim Einlaufen des Zugs in die Station schnell in einen anderen Wagen geflüchtet sein. Das ist ohne weiteres innerhalb kurzer Zeit zu schaffen.«

»Ja, das glaube ich auch. Möglicherweise ist ihm die Zeit zu knapp geworden. Er wird sich verrechnet haben.«

»Wobei wir wieder einmal hinter einem Würger herlaufen müssen,« stöhnte Finley und rieb über sein Stoppelhaar. »Das mag ich überhaupt nicht. Davon hatten wir schon zu viele.«

Er schaute mich an. »Wollen Sie eigentlich mitmischen, Sinclair?«

»Eigentlich nicht. Wenn es ein normaler Würger und Triebtäter ist, besteht für mich kein Grund.« Ich sagte es wider meine Überzeugung, denn Bill hatte mich nicht umsonst aus dem Bett geholt. Hinter der Sache musste mehr stecken, als es den ersten Eindruck gehabt hatte.

Wir standen in der unterirdischen Halle. Ich mochte die Umgebung nicht. Sie war so fremd, kalt und unpersönlich. Selbst der Kiosk hatte schon geschlossen. Es gab keine warmen Getränke, und einen Automaten entdeckte ich auch nicht.

Finley brannte eine Frage auf den Lippen. »Haben Sie sich schon entschieden?«

»Wie meinen Sie?«

»Machen Sie mit – oder…?«

Ich winkte ab. »Es sieht so aus, als könnte ich Ihnen den Job überlassen.«

»In der Tat.«

Ich klopfte Finley auf die Schulter. »Brauchen Sie Mr. Conolly noch? Ich möchte nämlich zu ihm.«

»Nein, das Protokoll steht. Wenn wir noch weitere Fragen haben, rufen wir ihn an.«

»Okay, see you.«

Ich lief die Treppe hoch, ging geduckt durch den Schneeregen und stieg in den Bentley. Bill hatte schon gewartet. Seine kleine Taschenflasche war noch zur Hälfte gefüllt. »Nun?« fragte er mich.

»Hast du etwas erreicht?«

»Nein. Finley ist ratlos. Ich aber auch.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Bill hatte die Antwort in einem Tonfall gegeben, der mich stutzig werden ließ. Ich drehte mich zu ihm hin. »Wieso? Weißt du mehr?«
»Unter Umständen.«
»Aber du hast Finley…«
»Nein, John, nein. Ich habe dich angerufen. Es ist etwas im Gange. Um was es sich dabei genau handelt, kann ich dir nicht sagen, aber zumindest kenne ich den Mörder!«
Mein Blick wurde lauernd. »Tatsächlich?«
»Ja.«
»Und wer war der Würger?«
Bill machte es spannend und zündete sich eine Zigarette an, dann gab er die Antwort. »Der Killer war eine Perücke. Zumindest bei der Frau.«
»Wie?«
Mein Freund hob die Schultern. »Du musst mir schon glauben, John, und zunächst einmal zuhören.«
Er tischte mir in den folgenden Minuten eine Story auf, die so fantastisch war, dass man sie sich kaum ausdenken konnte. Die musste schon der Wahrheit entsprechen.
»Und als ich aus meiner Bewusstlosigkeit erwachte, sah ich mich von Polizisten umringt. Ich suchte sofort nach dieser Perücke. Sie war aber verschwunden.«
»Dann hat der Unbekannte, der dich niederschlug, sie mitgenommen.«
»So sehe ich es auch.«
»Kanntest du die Frau?«
»Nein.«
»Sie hieß Lisa Brookman.«
»Sorry, John, mit dem Namen kann ich nichts anfangen. Ich bin heilfroh, dass ich noch lebe.«
»Was könnte dich gerettet haben?«
»Darüber habe ich auch sinniert. Vielleicht das Eintreffen der Polizei. Die haben mich ja praktisch gesucht. Irgendjemand hat mich durch die Station laufen sehen.«
»Sei froh.«
»Darauf kannst du dich verlassen.« Bill qualmte den Wagen voll.
Ich dachte weiter über einen Fall nach, von dem ich bisher nur wusste, dass es sich um eine mordende Perücke handelte.
»Medusa!«
»Daran habe ich auch gedacht, Bill.«
»Aber das war sie nicht. Keiner ist zu Stein geworden. Dahinter steckt etwas anderes. Keine griechische Mythologie. Außerdem frage ich mich, wer sich schon eine Schlange auf den Schädel setzt. Oder eine

Perücke aus Schlangen. Der muss doch einen Knall haben.«

»So kann man es sehen,« erwiderte ich nachdenklich. »Wobei ich davon überzeugt bin, dass wir hier den Anfang eines langen Fadens in der Hand halten.«

»Und wie willst du ihn aufrollen?«

»Über die Tote. Wir werden ihr Leben genau durchleuchten. Sie wird Freunde, Verwandte und Bekannte gehabt haben. Unter Umständen finden wir dort die erste Spur.«

»Eine bessere Idee habe ich auch nicht.« Bill drückte die Zigarette aus. »Willst du dir den Tatort noch einmal ansehen?«

»Nein, der Regen hat die Spuren verwischt.«

»Dann können wir fahren?«

»Ja.«

»Soll ich dich nach Hause bringen?«

»Dann musst du quer durch London. Das Fahren mit der U-Bahn ist mir vergangen. Bring mich zum nächsten Taxistand.«

Ich war einverstanden.

Unterwegs dachte ich über die Neuigkeiten nach. Mit vielen Dingen waren wir schon konfrontiert worden, aber mordende Perücken gehörten wirklich zu den außergewöhnlichen Sachen.

Was kam da auf uns zu?

***

Er hatte die Perücke auf die linke Handfläche gelegt und strich mit der Rechten behutsam über die sich windenden, zusammengezogenen Schlangenkörper.

»Dummheit!« flüsterte er und brachte die Schlangen näher in den Lichtschein der Lampe. »Dummheit muss bestraft werden. Sie hätte sich nicht erwischen lassen sollen, das war alles. Aber ihr, habt eure Pflicht getan, das war gut.« Nocheinmal strich er über die Schlangen, als wollte er sie mit dieser Geste belohnen.

Es war stickig in der Bude, und der Geruch setzte sich aus hehreren Duftkomponenten zusammen.

Nach Schweiß, Puder, Pasten, Kosmetik, Spray – und süßlichem Blut oder Moder roch es.

Die Umgebung passte dazu. Eine flurartig lange Theatergarderobe mit vergilbten Plakaten an den Wänden, die von besseren Zeiten berichteten. Die auf den Postern abgebildeten Künstler hatten zum größten Teil schon das Zeitliche gesegnet. Es waren die Hollywood-Größen von einst, heute meist vergessen und nur wieder hervorgeholt, wenn sich ein Geburts- oder Todestag jährte.

Auch die Garderobentische hatten ihre Jahre auf dem Buckel.

Einige waren wurmstichig, bei anderen zeigten die Holzplatten breite Risse, und die Spiegel zwischen den Plakaten wirkten blind.

Eine Umgebung, die dem Verfall preisgegeben war, genau die Welt, die der Mann brauchte.

Wer ihn nach seinem Namen fragte, erhielt eine leise, dennoch stolze Antwort.

Lucien Sabre!

Ein Name, den nicht viele kannten, aber unter Eingeweihten war er ein Begriff.

Wer Lucien Sabre als Friseur bezeichnet hätte, dem hätte er einen vernichtenden Blick zugeworfen. Er war kein Friseur, er nannte sich Stylist!

Die Damen der Gesellschaft kamen zu ihm, aber auch bekannte Popkünstler. Natürlich war auch die Londoner Schwulenszene bei ihm vertreten, vor allem die, die Geld hatten. Und er frisierte auch Leichen, wenn die reichen Verwandten eines Toten es wollten.

Wenn Sabre Zeit hatte, beschäftigte er sich so intensiv mit dem Toten, dass der Tote besser aussah, als es je zu seinen Lebzeiten der Fall gewesen war.

Die Branche kannte Sabre von München bis Hollywood.

Er hatte in diesen Städten auch schon gelebt, war schließlich nach London gezogen und hatte dort sein Hauptquartier errichtet.

Hier arbeitete er.

Offiziell in einem sehr vornehmen Salon an der King's Road. Sein eigentliches Atelier lag außerhalb der City, im Norden von London, versteckt in einem kleinen Haus, in dem früher einmal ein Lebensmittelladen gewesen war.

Lucien Sabre hatte die Räume übernommen und natürlich auch den dazugehörigen Keller.

In ihm saß er jetzt. Umgeben von Schminktöpfen und Tigeln, Puderdosen und feinen Pinseln, Hautcremes und Sprays, aber all die Dinge beachtete er nicht, nur die Perücke mit den Schlangen.

Vorsichtig hob er sie an. Zwei Lampen brannten. Die eine warf ihr Licht über den Tisch, die andere stand hinter ihm. Ihr Schein leuchtete die Köpfe aus Styropor aus, die in einer Reihe nebeneinander standen. Köpfe für Perücken.

Lucien Sabre hatte seine Perücke aufgenommen und ging dorthin, wo ein kahler Kunstkopf stand. Er drapierte sein magisches Kunstwerk vorsichtig über den Schädel und strich die Körper der Schlangen so glatt, dass diese nach unten hingen.

Dabei verzog er die Lippen zu einem Grinsen und blickte nach rechts, wo fünf weitere Köpfe standen.

Auch sie waren bedeckt.

Fünf Köpfe – fünf Perücken.

Jede war anders. Zunächst einmal die rabenschwarze Stachelperücke. Bei ihr hatte er die Haare so gekämmt, dass sie in die Höhe standen.

Man konnte die Haarspitzen schon mit kleinen Messern vergleichen, so gefährlich waren sie. Haare, die durch seine Spezialbehandlung hart wie Stahl geworden waren.

Die Perücke daneben zeigte grünes Stachelhaar, als hätte man einen gefärbten Draht ineinander gedrückt und gerollt. Sie wirkte im ersten Moment wie eine Kopfbedeckung fürden Karneval, doch wer sie trug, wurde nicht fröhlich, sondern zu einer reißenden Bestie, da das Haar aus den Schuppen eines Dämons bestand.

Völlig harmlos sah die dritte Perücke aus. Glatte, blonde Haare waren nach unten gekämmt und wellten sich an ihren Spitzen nach außen. Wer dieses Haar jedoch anfasste, erlitt einen Schlag, von dem er sich nie wieder erholte.

Die vierte Perücke fiel besonders auf. Ihr Wuschelhaar zeigte eine rostrote Farbe. Nur der Künstler wusste, dass es von einer Hexe stammte. Wer die Zweitfrisur trug, übernahm viel von der Kraft der Hexe, denn ihr schlimmer Geist fuhr dann in den Körper der Trägerin.

Die fünfte Perücke bestand aus grauen, verfilzten Haaren. Sabre hatte einem Toten die Haare einfach abgeschnitten und sie wieder kunstvoll zusammengeknüpft.

Sabre hatte sich mit Geschick eine Existenz aufgebaut, die er als Tarnung benutzte. Nun lag die große Zeit des Wartens hinter ihm, endlich konnte er darangehen, seine Pläne zu verwirklichen.

Noch einmal warf er einen Blick auf die sechs Perücken, dann drehte er sich um und blieb dicht vor der Zimmertür stehen, auf deren Innenseite ein türhoher Spiegel befestigt war.

Lucien Sabre musterte sich.

Der Stylist gehörte zu den weibischen Typen. Er war ziemlich schmal, hatte die Taille einer Frau, auch weiche Gesichtszüge und tief in den Höhlen liegende braune Augen. Sein aschgraues, dünnes Haar war geföhnt worden. Die gleiche Farbe wie das Haar zeigte die Haut in seinem Gesicht. Ebenfalls einen grauen Ton, der allerdings auf beiden Wangen von einer Spur Rose überdeckt wurde, sodass ein künstlicher Hauch von Frische gezaubert wurde.

Lucien Sabres Hände waren sehr lang und wirkten seltsam aufgequollen.

Bekleidet war er mit einer engen, schwarz-weiß gestreiften Hose, deren Beine in den roten Lederstiefeln steckten. Siehatten die gleiche Farbe wie das Seidenhemd mit den weit geschnittenen Ärmeln, das an der Brust vier Knöpfe weit offen stand, sodass jeder den Talisman sehen konnte.

Es war ein kleiner, goldener Teufelskopf, und er hing an einer schwarzen Schnur aus Leder.

Es gab wohl keinen Menschen auf der Welt, der Lucien Sabre in puncto Eitelkeit übertroffen hätte. Da war der Stylist einsame Spitze.

Das bewies er jetzt auch wieder, denn er blieb nicht nur vor dem Spiegel stehen, sondern stellte sich auf die Zehenspitzen, drehte sich dabei wie ein Tänzer, verdrehte die Augen und öffnete den Mund, wobei eine gelbe Flüssigkeit an seinem Kinn entlangrann und zu Boden tropfte. Sie verbreitete einen widerlichen Geruch, der an Grab und Leichen erinnerte. Das machte ihm nichts, das war er gewohnt.

Im Geschäft wusste niemand davon, da benutzte er besondere Sprays, sehr intensiv riechende Parfüms und Duftwässerchen, die alles andere überlagerten.

Mit beiden Händen drückte er gegen seine Brust. Mit den Fingern knetete er das Fleisch, das sehr weich war.

Kuhlen blieben zurück, in denen sich eine gelbliche Flüssigkeit sammelte, die ebenfalls widerlich roch, sodass sich der Modergestank ausbreitete.

Lucien Sabre lachte nur. Er drehte sich um und griff zu einer Sprayflasche.

Der feine Nebel sprühte auf seine nackte Brust und überdeckte den Geruch nach Friedhof und Tod. Sabre verrieb die Flüssigkeit, fuhr durch sein weiches Gesicht und warf einen Blick auf seine Uhr.

Es war fast Mitternacht.

Und genau um diese Zeit hatte er die Mädchen bestellt. Bei einer hatte er die große Ausnahme gemacht. Sie war missglückt. Jetzt brauchte er die fünf anderen, und er glaubte fest daran, dass sich ein solcher Fehler wie bei Lisa nicht mehr wiederholen würde.

Fünf Mädchen.

Er kannte sie alle. Sie arbeiteten bei ihm. Waren Friseusen, Kosmetikerinnen oder Maskenbildnerinnen. Er hatte sie gefragt, und sie hatten zugestimmt.

Flüsternd zählte er die Namen der Mädchen auf. »Lydia, Harriet, Eve, Dora und Kim.«

Sie waren seine Vertrauten, sie hielten zu ihm, sie würden ihn nicht verraten, aber sie wussten auch nicht, dass sie dazu ausersehen worden waren, eine gefährliche Herrschaft anzutreten.

Er hatte ihnen von besonderen Perücken erzählt, die er ihnen an diesem Tag, genau um Mitternacht, schenken wollte.

Sie waren begeistert gewesen.

Und sie würden kommen.

Lucien Sabre warf einen letzten affektierten Blick in den Spiegel.

Er nickte sich zu, ein Beweis dafür, dass er mit sich selbst zufrieden war. Dann verließ er den Keller, ging die Holzstiege hoch und erreichte den quadratischen Flur, der mit Möbeln eingerichtet war, wie er sie liebte. Antik und dunkel gebeizt. Oft sogar pechschwarz, wie der Schrank, den ein wahrer Künstler hergestellt hatte. Ein Kleinod, das Sabre aus Paris, seiner Heimatstadt, mitgebracht hatte.

Zwischen den antiken, dunklen Möbeln wirkten die Sitzgelegenheiten wie hochgeworfene Wellen in Dunkelrot und Türkis. Sofas und Sessel im Wellenmuster, hinzu kamen die breiten Kissen, die gepolsterten Fußbänke, niedrige Tische, die verzierten Lampen. Er hatte den ehemaligen Verkaufsraum gut genutzt und zusätzlich eine Wand herausgerissen.

Diele nannte er das.

Natürlich fehlten auch hier nicht die Spiegel. Übergroß waren sie vorhanden, auch rund oder oval, je nachdem, an welch einem Möbelstück sie standen.

Flaschen und geschliffene Kristallgläser standen bereit. Einen Kühlschrank hatte er sich in eine alte mittelalterliche Kirchenbank einbauen lassen. Wenn er eine Flasche seines Lieblingschampagners hervorholte, musste er sich zwar bücken, aber das nahm er in Kauf.

Beherrschend wirkte das gewaltige Bild an einer Wandseite.

Auf schwarzem Untergrund war ein dunkelrotes Gesicht gezeichnet.

Die Fratze des Teufels.

Dreieckig, widerlich, aber auch künstlerisch verfremdet, da sich die Farben zu den Seiten hin mit dem Schwarz des Hintergrunds vermischten.

Es war *sein* Bild!

Er, der Narziss, liebte es wie sich selbst. Denn er gehörte zu den Menschen, die den Satan vergötterten, die ihm vieles verdankten.

Immer wenn ihn sein Weg in diesen Raum führte, das war sehr oft am Tag, blieb er vor dem Bild stehen, um dem Gemälde einen langen Blick zu widmen.

Besucher, die er empfing und die sich über das Bild wunderten, speiste er mit der Erklärung ab, dass es sich bei dem Gemälde um die reine Kunst handelte und er vom Strich des Meisters so begeistert gewesen war.

Lucien Sabre erinnerte sich. Eine Schauspielerin hatte einmal von der dämonischen Ausstrahlungskraft dieses Gesichts gesprochen, und Sabre hatte daraufhin nur still vor sich hin gelächelt. Der Teufel war sein Essen und Trinken. Ihm hatte er sich verschrieben, und er würde ihn beschützen.

Noch einmal ging er durch den Raum, schaltete die Lampen unter der Decke an. Es waren vier Strahler an einer kreisförmigen Metallscheibe, von denen eine Lichtlanze direkt in das Gesicht des Teufels fiel. Sabre schaute nach den Getränken und nach dem Knabbergebäck, das er für seine Mädchen besorgt hatte.

Noch waren es seine Angestellten, schon bald würden sie zu Dienerinnen werden.

Er rieb seine Hände. Dabei zuckte eine graurote Zungenspitze zwischen seinen Lippen hervor und malte mit geschickten

Bewegungen den kleinen Mund nach.

Wieder warf er einen Blick auf die Uhr. Sie bestand aus Gold, war sehr schwer und mit einem Kranz von Brillanten besetzt. Noch war nichts zu hören, obwohl in fünf Minuten die Tages-Wende erreicht war. Er hatte die Mädchen angewiesen, mit Taxen zu kommen. Wie er seine Mitarbeiter kannte, würden sie auch davon Gebrauch machen.

Allmählich stieg seine Spannung. Er spürte das Prickeln, als würde unter seiner blassen Haut der Champagner fließen. Aus einem kleinen Elfenbeinkästchen nahm er eine Zigarette mit Goldmundstück und schob es zwischen seine Lippen.

Auch das Feuerzeug bestand aus Gold. Es war sehr flach und passte in jede kleine Tasche. Er zündete den Glimmstängel an, paffte einige graublaue Wolken und bewegte sich auf die Tür zu, die von außen völlig normal aussah, innen aber mit Blattgold belegt worden war. Man trat von draußen direkt in das außergewöhnlich eingerichtete Zimmer. Irgendwann würde er das ändern, denn der Besuch brachte oft genug Schmutz mit, den der mattgraue Teppichboden gar nicht mochte.

Als er die Vorhänge von einem der Fenster wegziehen wollte, hörte er das Motorengeräusch.

Sie kamen.

Tief atmete Sabre durch. Hastig drückte er seine Zigarette aus.

Natürlich war der Ascher aus bestem Marmor. Er fuhr noch einmal durch sein aschgraues, gefärbtes Lockenhaar, zupfte an seinem Hemd und verzog die Lippen zu einem Lächeln.

Es war kein gutes, kein normales Lächeln, sondern ein böses und sehr wissendes.

Fünf Mädchen würden kommen.

Voller Spannung, voller Freude, denn Sabres Feste oder Partys waren berühmt.

Sie würden sich wundern.

Auf das Klingeln brauchte er nicht lange zu warten. Fast lautlos eilte er zur Tür, öffnete, breitete die Arme aus und rief: »Herzlich willkommen in meinem bescheidenen Heim! Auf dass die Nacht etwas Besonderes für uns alle wird!«

***

Sie standen im Schneeregen und drängten sich auf der Schwelle wie ängstliche Hühner.

Auch Lucien Sabre zuckte zurück. Er schaute auf seine Mädchen, deren Köpfe unter den farbigen, hochgestellten Kapuzen verschwunden waren. Er klatschte in die Hände. Ein Windstoß fuhr gegen sein Hemd und bauschte es auf. Seine Frisur geriet durcheinander, und das mochte ein Mann wie er überhaupt nicht.

»So kommt doch endlich rein!« rief er und gab den Weg frei. »Ich habe lange genug gewartet.«

Die Mädchen freuten sich darüber. Sie drängten sich über die Schwelle, kichernd manche, andere schnatternd, aber auch verlegen, da sie zum ersten Mal das Haus ihres Chefs betraten.

Sie waren alle gekommen und wurden von Sabre namentlich und jeweils mit einem Kuss auf die Wangen begrüßt.

Lydia, Harriet, Eve, Dora und Kim.

Die Letzte schloss die Tür, während die anderen schon ihre Winterkleidung ausgezogen und an die Garderobe in einer Nische gehängt hatten.

Poppig waren sie gekleidet. Wie aus dem Modemagazin stammend. Allerdings nicht aus dem für Reiche, sondern für Normalbürger. Die aktuellen Winterfarben wiederholten sich bei den Pullovern und Hosen immer wieder. Schicke Frisuren, mal auf Punk, mal halbwild und damenhaft, Strassschmuck, Ketten und Ringe.

Gerötete Gesichter, erwartungsvolle Augen. Die Mädchen wussten nicht, weshalb sie eingeladen worden waren, und ihr Chef hielt damit auch noch hinter dem Berg. Er ging nicht darauf ein, dass eine fehlte, Lisa nämlich, dafür geleitete er die Mädchen an die Bar und bot ihnen etwas zu trinken an.

»Einen Whisky zum Aufwärmen?«

Dagegen hatte keine etwas.

»Oder gemixt?«

Sie wollten ihn pur und bekamen ihn. Während Sabre die Gläser füllte, sahen sich die Mädchen in der ungewöhnlich eingerichteten Wohnung um. Keine hatte sie je zu Gesicht bekommen, aber sie waren nicht überrascht. Schließlich kannten sie ihren Chef und dessen Lebensstil. Auch im Geschäft war er sehr ausgeprägt. Wenn sie Hunger hatten, wurde ihnen etwas gezaubert. Natürlich konnten sie auch Champagner trinken, die Preise für eine Frisur oder ein Make-up schlossen ein Glas Champagner oder einen kleinen Imbiss immer mit ein.

Eiswürfel klingelten, sie prosteten sich zu, und nach den ersten Schlucken verschwand bei den Mädchen die Verlegenheit.

Außerdem wollte Lucien nicht, dass sie standen. Er bat sie, sich zu setzen, und sie fielen in die schwellenden Wellenpolster.

Einige von ihnen saßen so, dass ihr Blick auf das Bild des Teufels an der Wand fiel. Länger als zwei bis drei Sekunden konnten sie nie hinschauen, dann mussten sie sich abwenden, da sie das Gefühl bekamen, er würde sie anstarren.

Auch Sabre hatte dies bemerkt. Er lächelte nur kalt, leerte sein Glas und ging zum nächsten Getränk über, obwohl zwei Mädchen protestierten.

»Ja, ich weiß, meine Süßen, es ist ein wenig viel, aber was ich euch sagen möchte, das kann man nur bei einem festlichen Tröpfchen. Ihr wisst, was ich meine?«

Er lachte affektiert, die anderen lachten mit.

»Tut mir Leid, dass ich euch den Rücken zuwenden muss, aber ich muss einschenken.« Aus dem Kühlfach holte er eine Flasche Champagner. Geschickt löste er den Verschluss und ließ den Naturkorken springen.

Der weiße Schaum ergoss sich in die bereitstehenden Gläser. Als Untersatz diente ein silbernes Tablett. Er balancierte es zu den Mädchen. Jede nahm ein Glas, auch Sabre nahm eines. »Auf euch.«

»Auf Sie, Chef,« sagte die dunkelhaarige Lydia, die ihre lange Mähne zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte.

»Ja, auf Sie!« wiederholten die anderen.

Dann erst tranken sie.

Für Lucien Sabre war der Champagner mit das Größte. Bei jedem Schluck, den er trank, beglückwünschte er innerlich den Erfinder dieses Getränks, den Mönch Perignon.

»Wer rauchen oder knabbern möchte, bitte, es steht alles bereit!«

Er deutete auf die kleinen Dinge. Zwei Mädchen griffen nach Zigaretten, während sich Sabre zurücklehnte und dem Teufelsbild einen Blick zuwarf. Dabei hatte er das Gefühl, als würde ihm der Satan zublinzeln. Sabre hatte wohl bemerkt, mit welch einer Unbehaglichkeit die Mädchen das Gemälde betrachtet hatten, aber er ging nicht darauf ein. Ebenso wenig stellten seine Mitarbeiter Fragen.

»Ich habe euch eingeladen,« begann er, »weil mir etwas am Herzen liegt. Ich möchte mit euch in den Keller!«

Nach dieser Eröffnung wusste keine, was sie sagen sollte. Nur Kim fing an zu kichern und presste rasch ihre Hand gegen die Lippen.

»In den Keller?« fragte Harriet.

»Ja, meine Teure. Ihr seid die Auserwählten.«

»Das hört sich ja richtig mystisch an,« meinte Eve und rutschte unbehaglich auf ihrer Sitzfläche hin und her. »Ein Keller ist ja immer etwas Geheimnisvolles.«

»Das soll er auch bleiben!« erklärte Sabre. »Aber er ist gleichzeitig mein Reich. Ich möchte, dass ihr alles vergesst, was ihr bisher über Keller gehört habt. Mein Keller ist eine Werkstatt, dort sitze und erfinde ich. Dort mache ich Trends und Mode. Er ist mein Ideenreservoir, und ihr sollt daran teilhaben.« Jede Einzelne schaute er an und forschte nach Zustimmung in ihren Gesichtern.

Die Angst war aus den Blicken der Mädchen verschwunden. Sie nickten, waren neugierig geworden, Dora sogar erwartungsvoll. Sie leerte als Erste ihr Glas.

»Sollen wir jetzt schon gehen?« fragte sie.

»Natürlich.«
»Und was werden wir dort erleben?« wollte Lydia wissen.
»Eine Sternstunde,« erklärte der Stylist im Brustton der Überzeugung. »Eine wahre Sternstunde, das kann ich euch versichern. Es ist wunderbar, mit mir zu arbeiten. Das ist kein Eigenlob, sondern eine Tatsache. Ihr werdet es erleben, und ihr werdet diejenigen sein, die einen Trend bestimmen.«
So etwas kam bei den Mädchen natürlich an. Sie waren für äußerliche Dinge sehr empfänglich. Alles, was mit Mode und deren Auswirkungen zu tun hatte, traf bei ihnen auf eine ungeheure Bereitschaft.
Jede leerte ihr Glas. Als die Letzte es wegstellte, erhob sich Lucien Sabre mit geschmeidigen Bewegungen. »Es ist bereit,« sagte er. »Es ist alles vorbereitet.« Er lächelte. »Wenn ich die Damen jetzt bitten dürfte.«
»Aber gern.«
Sie hatten sich verändert. Ihre Gesichter zeigten Spuren von Röte.
Der schnell genossene Alkohol sorgte dafür, und er schwemmte auch ihre Bedenken fort.
»Ich darf vorgehen, meine Damen?«
»Wir bitten darum.«
Alles wirkte einstudiert. Sabre war ein Mensch, der aus allem eine große Schau machte. Kleinigkeiten, die für andere selbstverständlich waren, bauschte er wirkungsvoll auf. Das gehörte zu seinem Job.
Auch jetzt fühlte er sich wie auf einer Bühne. Er steuerte die Treppe zum Keller an.
»Ihr dürft nicht erschrecken, meine Lieben. Der Weg in den Keller wird euch fremd vorkommen, aber das haben Keller nun mal so an sich. Gebt Acht, dass ihr nicht stolpert.«
»Klar, Chef!« Dora kicherte. Sie konnte von allen am wenigsten vertragen.
Lucien Sabre ging vor. Niemand sah das Lächeln auf seinem Gesicht. Es wirkte schleimig und gleichzeitig triumphierend. Auch er war nicht völlig ruhig. In seinem Innern kochte es. Die Nervosität hatte ihn überfallen. Er dachte daran, dass auch etwas schief gehen konnte.
Langsam stiegen sie die Treppe hinab. Das erhöhte nur noch die Spannung. Die Mädchen hatten zunächst noch gekichert. Mit jeder Stufe, die sie hinter sich ließen, wurdendie kichernden Geräusche leiser, bis sie völlig verstummten, weil die Atmosphäre des Kellers dafür nicht eben geeignet war.
Sie hatten das Gefühl, eine andere Welt zu betreten. Keine sprach darüber, aber jede fühlte es. Sie schauten sich gegenseitig an. Die so locker gewesenen Gesichter hatten einen gespannten Ausdruck angenommen. Lippen waren zusammengepresst, sie atmeten nur noch

durch die Nase, und manche schluckte hart.

Sabre hatte die Treppe bereits hinter sich gelassen und war vor einer Tür stehen geblieben. Ein Lampenring beleuchtete die Stelle vor der Tür und warf das violett schimmernde Licht auch auf ihn, sodass seine Haut noch fahler wirkte.

»Ihr werdet etwas sehen, das ich noch keinem vor euch so präsentiert habe,« erklärte er. »Es ist völlig neu. Ich habe lange geforscht und überlegt. Meine gesamte Kraft habe ich in die Entwicklung gesteckt. Meine Arbeit, meine Fantasie, mein Wissen. Es war wunderbar, kann ich euch sagen, und ich musste einfach Menschen haben, denen ich meinen Erfolg präsentieren konnte. Euch. Ihr dürft stolz sein!« Sabre hatte tatsächlich so gesprochen, als würde er fest an seine Worte auch glauben. Die Mädchen hielten sich da zurück.

Keine von ihnen gab einen Kommentar ab.

Sabre drehte sich und schloss die Tür auf. Er ließ sie noch zu, ballte die Hände, lächelte den Girls zu und zog behutsam die Tür auf. Als Erster verschwand er in dem dahinterliegenden Raum. Ein Mädchen hüstelte. Keine von ihnen traute sich, einen Fuß über die Schwelle zu setzen, doch Sabre gefiel das überhaupt nicht. Er hatte sich gedreht und winkte ihnen zu.

»Kommt endlich, ihr Süßen!«

Da betraten sie den Raum. Zögernd, vorsichtig, bereit, sich sofort wieder umzudrehen und zu verschwinden.

Aber die Furcht fiel von ihnen ab, denn sie fühlten sich an ihren Arbeitsplatz zurückversetzt. Der Kellerraum war als Garderobe und gleichzeitig als Frisiersalon eingerichtet, wenn auch nicht so modern wie in ihrem Laden, aber man konnte sich schon wohl fühlen.

Der Gang zwischen den Tischen, Spiegeln und Plakaten war nur so breit, dass kaum zwei Personen nebeneinander stehen konnten.

Mit seinem Körper verdeckte Sabre die Perücken. Er bat Lydia, die Tür zu schließen.

Das tat sie und hatte gleichzeitig eine Frage. »Es fehlt noch jemand?«

Sabre lächelte. »Leider konnte Lisa nicht kommen. Sie ist krank geworden.«

Die Mädchen sahen sich betroffen an. Bevor eine von ihnen weiterfragen konnte, fuhr Lucien schnell fort: »Keine Sorge, es ist nichts Ernstes, glaubt mir. Jetzt wollen wir Lisa vergessen.« Er trat einen Schritt zur Seite, sodass die Mädchen freies Blickfeld hatten. »Was seht ihr dort?« fragte er.

Keine von ihnen antwortete. Sie waren einfach zu überrascht, so etwas völlig Normales zu sehen. Bis Harriet die Schultern anhob und sagte: »Das sind ja Perücken!«

»Stimmt, es sind Perücken!«

»Und das ist so außergewöhnlich?« Dora lachte leise. »Kann ich mir

nicht vorstellen.«

Die anderen Mädchen stimmten ihr zu.

»Ich habe sie erfunden,« erklärte Lucien flüsternd. »Jede ist anders, und jede ist für euch gemacht. Ihr werdet sie aufsetzen, das ist meine Überraschung.«

»Und dann?«

»Arbeitet ihr weiter.«

Lydia drängte sich vor und machte sich zur Sprecherin der anderen vier Mädchen. »Wir verstehen das nicht. Um uns diese Perücken zu zeigen, hätten Sie doch nicht einen so großen Wirbel zu machen brauchen, Chef. Entschuldigen Sie, aber diese künstlichen Haarteile sind nicht einmal alle originell.«

»Das weiß ich.«

»Und?«

»Trotzdem sind sie etwas Besonderes, meine Lieben. Ichmöchte euch bitten, sie aufzusetzen. Erst wenn das geschehen ist, sehen wir weiter. Dann werdet ihr es merken.« Er schaute Lydia direkt an.

»Willst du den Anfang machen?«

Plötzlich fühlte sich das Mädchen unbehaglich. Ein Schauer rann über Lydias Rücken. Sie kannte den Grund nicht. War es vielleicht eine Warnung des Unterbewusstseins? Stimmte etwas mit den Perücken nicht? Sie sah sich um.

An den Wänden hingen die Spiegel, dazwischen die Plakate. Sie nahm den Geruch wahr, diese Mischung aus Schweiß, Puder und Schminke, die sich beim Atmen schwer auf ihre Lungen legte.

»Du kannst die Schwarze haben,« sagte der Stylist.

»Dann sehe ich aus wie ein Igel.«

Die anderen lachten nach dieser Antwort.

Lucien verzog das Gesicht. »Eigentlich hatte ich die für dich ausgesucht.«

Lydia hob die Schultern. Sie wollte keine Spielverderberin sein und nickte.

»Bitte, komm,« bat Sabre mit flüsternder Stimme und nahm die Perücke vorsichtig vom Styroporkopf herunter. Er balancierte sie auf den Handflächen, streckte die Arme aus und hielt sie Lydia entgegen, die auf ihn zutrat und einen Schritt vor dem Mann in die Knie ging, damit Sabre ihr die Perücke aufsetzen konnte.

Lydia schielte zu ihm hoch. Die anderen Mädchen enthielten sich eines Kommentars. Sie alle waren äußerst gespannt, und sie fühlten sich plötzlich nicht mehr besonders wohl in ihrer Haut.

»Jetzt wirst du es erleben!« hauchte der Stylist und zog die Perücke mit dem hochgekämmten Stachelhaar über den Kopf des Mädchens.

Ein Schauer rann über Lydias Haut, als Sabre die Perücke zurechtrückte.

Er war zufrieden. Durch ein Nicken deutete er es an und zeigte durch eine Handbewegung, dass sie sich aufrichten könne.

»Wie fühlst du dich?« fragte er.

Lydia stand starr. Sie hob die Schultern. »Gut.« Es klang etwas zögernd, als wollte sie den Gastgeber nicht beleidigen.

»Nicht besser als sonst?«

»Nein. Es ist ein leichter Druck vorhanden.«

»Der wird wieder verschwinden,« erklärte der Stylist. »Reine Gewöhnungssache.« Er schob sie sacht zur Seite. »Bitte, jetzt sollen die anderen kommen.« Da sich keine traute, übernahm Lucien Sabre wieder die Initiative.

»Harriet.«

»Ja, ich komme.«

Sabre setzte ihr die grüne Perücke auf. Dieses raue, scharfe Haar verfremdete ihr Gesicht, es passte jedoch zu den leicht grünlich schimmernden Augen.

»Wunderbar siehst du aus,« flüsterte er und strich mit seinen Fingerkuppen über ihr Gesicht.

Die Nächste war an der Reihe. Es war Eve. Sie wurde mit der blonden Glatthaarperücke bedacht, über die der Mann noch mit einer Hand strich, damit auch kein Härchen abstand.

Für Dora hatte er die grellrote Perücke vorgesehen. »Von der Punkerin zur Hexe,« sagte er dabei.

»Wieso?«

»Hör zu, Schatz. Das Haar auf dieser Perücke hat einmal einer Hexe gehört. Verstehst du? Einer echten Hexe!«

Dora wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie wurde verlegen. Sabre verabschiedete sie mit einem gehauchten Kuss. Dabei war er sehr nahe an das Mädchen herangetreten, sodass Dora seinen widerlich riechenden Atem bemerkte.

Sie trat hastig zurück, spürte aber gleichzeitig, dass ihr Blut schneller durch die Adern lief, und diese Tatsache nahm dort ihren Anfang, wo die Perücke saß.

Eine blieb übrig. Sie nahm der Mann hoch. Es war die Perücke mit dem grauen, strähnigen Haar, das verfilzt wie Draht wirkte. »Die habe ich für dich ausgesucht, Kim!« erklärte er.

Kim wollte nicht so recht. Sie schaute die anderen an, blickte dann auf die Perücke und schüttelte den Kopf.

»Gefällt sie dir nicht?« fragte Sabre.

»Ehrlich gesagt, nein.«

»Du willst doch nicht kneifen oder dich gegen mich stellen?« erkundigte er sich lauernd.

»Natürlich nicht.«

»Dann komm her zu mir.«

Kim ging vor. Sie ahnte, nein, sie wusste, dass sie etwas falsch machte, aber sie fand nicht den Mut, sich umzudrehen und einfach aus dem Keller zu laufen.

Sabre wartete auf sie. Die Perücke lag auf seinen Handflächen. Er wartete lächelnd. In seinen Augen tanzten kleine Funken. Keines der Mädchen ahnte seine Gedanken. Niemand wusste, welch Böses sich hinter seiner Stirn manifestiert hatte.

Und Kim kam zu ihm. Sie hatte ein schmales Gesicht und blondes Haar. Das Gesicht zeigte die Blässe des Unbehagens.

»Geh etwas in die Knie!« bat Sabre.

Kim tat es. Ihr Gewissen schrie dagegen auf, doch die Kraft zur Umkehr war nicht vorhanden.

Und so wurden auch ihr die fremden Haare aufgesetzt. Sabre begleitete den Vorgang mit seinem Kommentar. »Es ist die letzte Perücke,« erklärte er. »Ich freue mich darüber, denn nun habe ich es geschafft. Weißt du, von wem das Haar stammt?« fragte er.

»Nein.«

Sabre ließ sich mit der Antwort Zeit, da er das Haar noch zurechtzupfte. »Von einer Toten. Ja, ich habe es einer Leiche abgeschnitten und daraus dieses kleine Kunstwerk hergestellt.«

Kim wollte schreien, dagegen protestieren, doch ihre Kehle war plötzlich wie zugeschnürt. Die letzten Worte hatten ihr eine schreckliche Angst eingejagt. Sie drückte sich hoch und wurde gleichzeitig von Sabre zur Seite geschoben, damit er alle Mädchen im Blickfeld hatte.

Die fünf waren ungewöhnlich still geworden. Keine von ihnen fühlte sich wohl. Vielleicht war ihnen bewusst geworden, dass sie etwas Falsches getan hatten, nur wagten sie nicht, dies ihrem Chef ins Gesicht zu sagen. Der ging zurück, lehnte sich gegen den Perückentisch und deutete auf die sechste. »Sie werde ich für Lisa verwahren.« Er strich mit der Hand über das Haar. »Schaut genau hin, ihr Hübschen. Seht es euch an. Dann werdet ihr euch wundern.«

Und die Mädchen sahen, dass mit den Haaren etwas geschah.

Sie bewegten sich.

Jede einzelne Strähne gehorchte dem Mann, als wäre er der große Guru. »Das sind keine Haare!« flüsterte er dabei. »Das ist etwas ganz anderes. Wisst ihr es schon?«

Sie schwiegen.

»Dann will ich es euch sagen. Schlangen. Was ihr hier seht, sind Schlangen. Ja, und aus ihnen habe ich diese Perücke hergestellt.« Er lachte. »Ungewöhnlich, wie?«

Abermals erfolgte keine Reaktion, und er fuhr deshalb fort: »Aber nicht nur diese Perücke hier ist ungewöhnlich. Eure sind es ebenfalls, meine Lieben.« Er richtete den Blick gegen die hell getünchte Decke,

als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen. »Jede Perücke ist ein Kunstwerk für sich. Ich schwärme für Kunst. Für mich ist sie nicht tot, sie lebt, und so ist es auch mit euren Haaren. Auch sie leben. Sie sind mit einer ihnen eigenen Kraft erfüllt, und sie werden dafür sorgen, dass sie die Kontrolle über euch bekommen. Diese Perücken sind ungemein wichtig, das kann ich euch versprechen. So wichtig, dass sie ein Stück von euch sind und ihr es nicht mehr schaffen werdet, sie abzunehmen, es sei denn, ich will es.«

Für den Anfang hatte er genug gesagt. Jetzt wollte er die Reaktion abwarten.

Sie bestand aus – Schweigen!

Kein Mädchen fühlte sich in der Lage, etwas zu sagen. Sie waren einfach zu überrascht, sie standen da und sahen soverfremdet aus.

Die Perücken hatten andere Wesen aus ihnen gemacht.

Von schön bis schaurig reichte die Palette. Am schlimmsten wirkte Kim mit den Haaren einer Toten, die so grau und verfilzt ihren Kopf umgaben.

Eve übernahm plötzlich die Initiative. Sie war eigentlich ein ruhiger Typ, doch in diesem Fall überwand sie sich selbst. »Ich will es nicht!« schrie sie. »Ich will dieses verdammte Haar nicht auf meinem Kopf haben.« Sie hob die Arme an und fasste mit allen zehn Fingern in die blonden Strähnen, um sich die Perücke vom Kopf zu reißen. Normalerweise hätte ein Ruck ausgereicht; sosehr sie sich aber bemühte, sie bekam die Perücke nicht vom Kopf.

Die anderen vier beobachteten sie teils ängstlich, teils skeptisch.

Nur Lucien Sabre nicht. Er wusste schließlich genau, weshalb er den Mädchen die Perücken aufgesetzt hatte. Sein Lächeln war wissend, schmierig und triumphierend zugleich. In seinen Augen lag ein fahler Glanz. Und mit der Zungenspitze leckte er sich gierig über die Lippen.

Lässig schnippte er mit den Fingern. »Du kannst alles versuchen, Eve, aber du schaffst es nicht. Du wirst die Perücke nicht abnehmen können, und das gilt auch für die anderen Girls. Sie bleiben auf euren Köpfen. Und zwar so lange, wie ich es für richtig halte. Ich habe die Perücken erschaffen, und sie werden mir gehorchen. Hinzu kommt noch etwas!« sprach er in das entsetzte Schweigen der Mädchen hinein. »Diese Perücken sind von einer Kraft erfüllt, die ihr nicht begreifen könnt. Sie hat etwas mit Magie zu tun. Und Magie kann gefährlich sein, obwohl sie für mich das Höchste überhaupt ist. Aber sie wird euch verändern. Sie dringt ein in eure Schädel. Sie verändert euch. Die Menschen würden euch als böse bezeichnen. Ja, so soll es sein. Böse werdet ihr. Böse, gemein, gefährlich, und ihr dient allein dem Satan und mir. Du, Eve, trägst die Haare einer Toten. In ihnen steckt die Kraft der Leiche, doch es ist eine untote Kraft. Verstehst du? Deshalb wirst du auch wie ein Zombie reagieren, wie einelebende

Leiche. Oder du, Dora, wirst zur Hexe werden und die entsprechenden Kräfte besitzen. Wer dir zu nahe kommt, muss damit rechnen, vernichtet zu werden. Jede von euch reagiert anders, aber jede handelt in meinem und im Sinne des Teufels. Jetzt gehört ihr ihm. Habt ihr das Bild in meinem Zimmer gesehen? Ja, ihr habt es. Ich sah, wie ihr es betrachtet habt, und ich war glücklich. Aber jetzt bin ich euphorisch. Wir werden nach oben gehen und noch eine Flasche Champagner trinken. Wir trinken auf den, der uns die Kraft gegeben hat. Auf den Satan. Er lebe hoch!«

Sabre war nicht mehr zu halten. Seine Augen leuchteten. Der Blick war böse, durchdringend und fanatisch.

Die Mädchen sagten nichts.

Aber sie spürten die sich ankündigende Veränderung. Sie sahen zwar noch aus wie Menschen, doch sie waren dabei, sich innerlich in gefährliche Mörderinnen zu verwandeln.

In Bestien und Hexen.

***

Ich hatte nur wenige Stunden geschlafen, fühlte mich ziemlich down, und auch das Wetter trug nicht gerade dazu bei, den Kreislauf irgendwie zu fördern.

Es würde ein mieser, nasskalter Tag werden. Wahrscheinlich vermischt mit Schnee und Regen. Dazu kam der Wind, der kalt durch die Londoner Straßen blies.

Davon merkte ich nichts, als ich zum Büro fuhr. Suko saß neben mir. Ihm hatte ich den Fall erzählt, und auch er war der Meinung, dass wir unter Umständen in ein magisches Wespennest gestochen hatten.

Der Verkehr war wieder einmal superdicht. Dennoch hatten wir Glück und trafen einigermaßen pünktlich beim Yard ein.

Glenda, im dunkelroten, dicken Pullover, war bereits da. Nach der Begrüßung kam sie sofort zur Sache. »Du sollst einen Oberinspektor Finley anrufen, John.«

»Ja, ich weiß Bescheid.«

»Kann ich erfahren, um was es geht?«

»Wir hatten Ärger in der vergangenen Nacht.« Ich lächelte. »Aber sobald ich deinen Kaffee rieche, geht es mir besser.«

»Die Tassen sind schon fertig.«

»Ob Finley eine Spur gefunden hat?« fragte Suko, als er mir gegenüber Platz nahm.

»Möglich.« Ich griff zum Hörer. »Das werden wir bald wissen.«

Glenda hatte seine Rufnummer auf einen Zettel geschrieben, und ich tippte die Zahlen ein.

Finley bekam ich nicht sofort an den Apparat, dafür einen Vertreter, der mich weiterverband.

»Ja, endlich, Sinclair!« hörte ich die Stimme des Kollegen. »Ich hoffe, dass er noch nicht bei Ihnen ist.«

»Wer?«

»Ein gewisser Barney Brookman.«

»Oh, das ist interessant. Wer ist der Mann?«

»Lisas Bruder. Ihn haben wir als einzigen Verwandten erreichen können, als wir das Leben der Toten durchleuchteten. Ich habe noch in der Nacht mit ihm gesprochen.«

»Hat er mit Informationen dienen können?«

»Leider nicht. Der Tod seiner Schwester hat ihn hart getroffen. Da ich annehme, dass Sie weiterhin in diesem Fall herumrühren wollen, habe ich Mr. Brookman Ihren Namen hinterlassen. War das in Ihrem Sinne?«

»Natürlich.«

»Gut, dann wünsche ich Ihnen noch viel Glück. Und wenn Sie den Fall gelöst haben, lassen Sie mich es wissen.«

»Gern – und vielen Dank noch.«

Suko hatte mitgehört. »Ist das eine Spur, John?«

»Ich hoffe es.«

Suko legte seine Stirn in Falten. »Was, so frage ich mich, kann eine Person wie Lisa dazu veranlasst haben, so eine Perücke aus Schlangen aufzusetzen? Ich komme da nicht mit.«

»Sie wird es nicht freiwillig getan haben.«

»Das denke ich auch. Dann frage ich mich, wer dahintersteckt. Wem traust du so etwas zu?«

Ich wiegte den Kopf. Glenda brachte den Kaffee. Der Duft stieg verlockend in meine Nase. Suko wurde ebenfalls verwöhnt und erhielt seinen Tee hingestellt.

»Erfolg gehabt?« fragte sie.

»Das steht noch in den Sternen!«

»Ich wünsche es euch.« Sie lächelte uns zu und ging.

Ich nahm den ersten Schluck und freute mich darüber, dass der Kaffee heiß meine Kehle hinabrann. »Um noch einmal auf deine Frage zurückzukommen, Suko, es gibt ja einige Typen, denen ich so etwas zutraue. Denk an Samaran, an Asmodis, der Spuk ist auch nicht aus dem Rennen.«

Mein Freund lachte. »Das hätte ich dir auch sagen können. Jedenfalls müssen wir alle in Betracht ziehen.«

»So ist es.«

Glenda rief an. Ich hob den Hörer ab, und sie gab mir zu verstehen, dass unser Besuch eingetroffen wäre.

»Okay, führe ihn herein.«

Wenig später betrat hinter Glenda ein Mann das Büro, dem man ansah, dass er geweint hatte. Ich schätzte ihn auf ungefähr dreißig.

Er hatte braunes Haar, trug einen Oberlippenbart und eine gefütterte Lederjacke sowie Cordhosen. Seine Füße steckten in halbhohen Stiefeln.

Suko und ich waren aufgestanden, stellten uns vor und reichten ihm dabei die Hand.

Ich wies auf den Besucherstuhl. »Bitte, nehmen Sie Platz, Mr. Brookman.«

Er setzte sich so vorsichtig hin, als hätte er Angst, den Stuhl zu zerbrechen.

»Eine Tasse Kaffee trinken Sie doch mit uns, nicht?«

Glenda hatte mich gehört. »Ich hole eine,« sagte sie und war sehr schnell wieder zurück.

Brookman bedankte sich mit einem scheuen Nicken und traute sich kaum, einen Schluck zu nehmen. Erst nach unserer Aufforderung trank er vorsichtig.

»Schmeckt er Ihnen?« fragte Suko.

»Ja, er ist hervorragend.«

»Sonst hätten Sie es sich mit Miss Perkins verdorben. Sie ist die beste Kaffeeköchin der Welt.«

Die Worte schienen Brookman etwas von seinen Depressionen genommen zu haben. Er lächelte, knetete seine Finger und schaute uns fragend an. »Sie wollen sich also um den Tod meiner Schwester kümmern?«

»Ja.«

Suko hatte wieder gesprochen, und Brookman schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht fassen, dass sie tot sein soll. Sie war ein so lebenslustiges Mädchen. Wir haben uns gut verstanden, auch wenn wir uns nicht sehr oft sahen. Nach dem Tode unserer Eltern habe ich eine Art Schutzpatronat für sie übernommen, doch ich muss nun eingestehen, dass ich versagt habe.«

»Das haben Sie nicht,« widersprach ich. »Sie konnten Ihre Schwester doch nicht Tag und Nacht beschützen. Das war unmöglich. Außerdem stand sie auf eigenen Füßen.«

Er ging auf meine Worte nicht ein. »Sie muss erhängt worden sein, wie man mir sagte. Und es hat noch einen zweiten Toten gegeben. In der U-Bahn. Aber ich weiß nicht…«

»Der zweite Tote braucht Sie nicht zu interessieren,« sagte ich.

»Wir möchten von Ihnen mehr über Ihre Schwester wissen. Was sie den Tag über getan hat. War sie berufstätig, wo wohnte sie?«

»Sie hatte sich ein kleines Zimmer gemietet. Das liegt erst zwei Monate zurück. Zuvor wohnte sie mit ihrer Arbeitskollegin zusammen. Aber sie wollte frei sein.«

»Wo war sie beschäftigt?«

Er hob den Kopf. »Lisa gehörte zu den gefragtesten Friseurinnen in

der Stadt. Sie hat schon an Wettbewerben teilgenommen und einen sogar für sich entscheiden können. Sie war gut.« Er nickte, und ich sah in seinen Augen die Tränen schimmern.

»Aber wo hat sie gearbeitet?« fragte Suko.

»Bei Lucien!«

Suko und ich sahen uns an. Brookman schnauzte sich. Erhörte unser Flüstern nicht. »Friseurin und Perücke, das passt wunderbar zusammen!« hauchte ich meinem Freund zu.

»Und Lucien?«

»Hört sich nach Friseur an.«

Den letzten Satz hatte Brookman verstanden. Während er sein Taschentuch in die Tasche stopfte, sagte er: »Ja, Lucien ist ein Friseur, obwohl Sie ihn damit beleidigen, wenn Sie ihn so bezeichnen. Er hält sich für einen Stylisten. Er ist der Mann, der Frauen schöner macht. Er formt neue Menschen, er will den modernen Typ. In London steht er mit an der Spitze. Er ist ein Begriff geworden. Wer Rang, Namen und Geld genug hat, geht in seinen Salon, um sich von ihm bedienen zu lassen. Dabei können Sie alles bekommen. Kosmetik und Massage. Die Kunden trinken Champagner, während sie bedient werden. Lisa hat oft davon erzählt. Sie war total begeistert.«

»Und diesen Lucien? Kennen Sie ihn persönlich?«

»Nein, Mr Sinclair. Ich sprach nie ein Wort mit ihm. Ich habe ihn nur hin und wieder gesehen, wenn ich Lisa abholte. Uns beide trennen Welten.«

»Sie mögen ihn nicht.«

Er schaute uns an. »Ich kann über ihn nichts sagen. Wieso fragen Sie so intensiv? Verdächtigen Sie Lucien Sabre, etwas mit dem Tod meiner Schwester zu tun zu haben?«

»Das wäre zu viel gesagt, Mr. Brookman. Wir haben bisher nur keine Spuren und müssen uns jetzt auf die Suche begeben. Deshalb wollen wir bei Mr. Sabre anfangen. Ist er Franzose?«

»Das weiß ich nicht mal. Oft legen sich diese Leute auch Pseudonyme zu.«

»Und er hat gut zu tun?«

Brookman lachte auf. »Gut ist untertrieben. Sie müssen sich Wochen vorher anmelden, um überhaupt einen Termin bei ihm zu bekommen. Und wenn ihm ein Kunde nicht passt, dreht er durch.«

»Und wie ist er zu seinen Mitarbeitern?«

»Er beschäftigt nur Mädchen. Die himmeln ihn an. Sie lesenihm jeden Wunsch von den Lippen ab und bemuttern ihn. Wahrscheinlich deshalb, weil er vom anderen Ufer ist.«

»Das kann ich mir vorstellen,« murmelte Suko. Er wandte sich an mich. »Ich frage mich nur, John, wie wir uns bei ihm einen Einstieg verschaffen können, ohne dass er merkt, dass wir von der Polizei

sind.«

»Können Sie uns helfen, Mr. Brookman?«

»Mich kennt er nicht.«

Ich lächelte. »Er wird wissen, dass Lisa tot ist. Wenn er sich wirklich mit seinen Angestellten so gut versteht, wird er auch nichts dagegen haben, Lisas Bruder zu empfangen. Ich komme dann mit Ihnen, und Sie stellen mich als Cousin vor.«

»Wenn das klappt.«

»Keine Sorge, das schaffen wir.«

»He« sagte Suko. »Mir ist da noch etwas eingefallen. Von uns kennt niemand diese Type, weil wir noch immer zum Friseur an der Ecke gehen. Aber wie ist es mit Sheila? Die kennt sich doch in der Szene aus. Wenn sie zum Friseur geht, macht sie eine Staatsaktion daraus.«

»Du hast ja Verstand!« staunte ich.

»War dir das bisher unbekannt?« fragte er zurück.

Ich hielt den Hörer bereits in der Hand. »Ja. Ich habe immer gedacht, du zählst zu den Menschen, in die noch Verstand hineingehört. So kann man sich täuschen.« Ich hatte bereits gewählt und hörte die Stimme des kleinen Johnny. Von Bill wusste ich, dass er an diesem Tag schulfrei hatte.

»Hier ist Onkel John. Kann ich die Mummy mal sprechen?«

»Warte, warte.« Ich hörte ihn wegrennen und musste lächeln.

Wenig später meldete sich Sheila.

»Wolltest du wirklich mich?« fragte sie.

»Ja.«

»Das wird Bill ärgern.«

»Wo steckt er denn?«

»Er holt frische Brötchen. Wir haben etwas länger geschlafen. Um was geht es denn?«

»Um deinen Friseur.«

»Willst du mich…?«

»Nein, ich will dich nicht, Sheila. Wer ist dein Friseur?«

»Ich habe da mehrere.«

»Gehört auch ein gewisser Lucien Sabre dazu?«

»Ja.«

»Wunderbar. Was ist das für ein Typ?«

»Völlig überspannt, einfach verrückt, aber in gewisser Weise ein Genie. Er gehört zu den Trendsettern in der Haarstylistik. London hört auf ihn. Im letzten Jahr erst ist er hochgekommen und hat seinen Laden zu einer wahren Goldgrube gemacht. Wenn du dir bei ihm die Haare schneiden lässt, dann musst du dich früh genug anmelden.«

»Das wollte ich nicht gerade.«

»Interessiert er dich beruflich?«

»Ja.«

»Bill hat mir von dem Fall berichtet. Das tote Mädchen und der junge Mann…«

»Das Mädchen war bei Lucien beschäftigt.«

Sheila schwieg. Dann räusperte sie sich. »Willst du damit andeuten, dass Lucien Sabre mit irgendwelchen Mächten in Verbindung steht?«

»Ich weiß es nicht, Sheila. Wie gesagt, Sabre ist nicht mehr als eine Spur.«

»Brauchst du sonst noch Informationen?« fragte sie.

»Vorerst nicht.«

»Und Bill?«

»Sag ihm mal nichts.«

Als ich aufgelegt hatte, schauten mich Brookman und Suko an.

»Bleibt es bei deinem Plan?« fragte der Inspektor.

»Ja.«

»Dann müsste ich ihn zuvor anrufen,« meinte Barney.

Ich war dagegen. »Er würde versuchen, uns abzuwimmeln. Wir werden hinfahren, Mr. Brookman.«

»Und ich?« fragte Suko.

»Siehst dir mal sein Haus an. Oder wohnt er im Geschäftshaus?«

»Nein, Mr. Sinclair.« Brookman wusste sogar die Privatadresse des Friseurs. Und die lag nicht einmal weit entfernt von dem Ort, wo Lisa gestorben war.

»Ich glaube,« sagte Suko, als er sich erhob, »da tut sichetwas.«

Der Ansicht war ich auch. Nicht eine Sekunde länger wollte ich in meinem Büro bleiben.

Lucien Sabre wartete auf mich. Ich war sehr gespannt auf diesen außergewöhnlichen Mann.

***

Suko war nicht mit dem Motorrad gefahren, er hatte sich einen Leihwagen genommen und ein Stück von seinem Ziel entfernt abgestellt.

Den Rest war er zu Fuß gegangen.

Die Gegend, in die sich Lucien Sabre nach Feierabend zurückzog, machte keinen mondänen Eindruck. Sie gehörte nicht zu den außergewöhnlichen Londoner Wohnvierteln. Man konnte sie als bürgerlich bezeichnen.

Läden, Pubs und Imbissstuben waren ebenfalls vertreten. Suko sah eine Kirche, in der Nähe lag die Schule, und der Baumbestand in dieser Gegend war gut erhalten.

Einmal schritt er an dem Haus vorbei, in dem Sabre wohnte, kam wieder zurück und sah eine junge Frau aus der Haustür treten.

Sie fragte er nach Sabre.

»Der ist nicht hier,« erklärte die Frau, wobei sie ihr Kopftuch

zurechtrückte.
»Aber er wohnt doch hier.«
»Ja« sie deutete nach nebenan. »Er lebt in diesem umgebauten Lebensmittelladen.«
»Kennen Sie ihn besser?«
Ihr Lächeln wurde verächtlich. »Den süßen Bruder? Nein, aber ich sage Ihnen, in der vergangenen Nacht war vielleicht los! Da hatte er das Haus voller Mädchen.«
»Sagen Sie nur.«
Sie redete sich in Fahrt. »Klar doch. Ich bin ja nichtneugierig, aber diese Geräusche aus der Wohnung waren einfach nicht zu überhören, wie Sie sich denken können. Das war einfach grauenhaft.«
»Was haben Sie denn gehört?«
»Schreie, Mister.« Sie nickte heftig und beugte sich vor. »Als wäre dort jemand ermordet worden.«
»Das sagen Sie doch nur so!«
Sie trat wieder einen Schritt zurück. Ihr Gesicht nahm einen verschwörerischen Ausdruck an. »Diesem Pinsel traue ich alles zu, glauben Sie mir.«
»Ja, ich bedanke mich.«
»Und was wollen Sie von ihm?«
»Es geht da um eine Versicherungssache.«
»Davon habe ich keine Ahnung. Viel Glück.« Sie ging hastig und mit schwingenden Hüften davon.
Suko aber dachte nach. Auch wenn die Frau eine Klatschbase gewesen war, die Schreie oder den Lärm der vergangenen Nacht hatte sie sich bestimmt nicht eingebildet. Was war in der Wohnung vorgefallen?
Suko schaute auf die Tür. Extra gesichert war sie nicht. Ein zweiter Blick auf das Schloss sagte Suko, dass es leicht zu knacken war.
Aber durfte er dies? Wenn er es tat, setzte er sich über geltende Bestimmungen hinweg, die ein Polizist unbedingt einzuhalten hatte.
Andererseits stand die Aussage der Frau. Sie hatte in der Nacht Schreie vernommen und sicherlich nicht gelogen.
Um das Haus herum konnte der Inspektor nicht gehen. Es gab keine Zwischenräume oder Einfahrten. Und von der normalen Haustür aus würde es wohl kaum eine Verbindung zu Lucien Sabres Wohnung geben. Demnach blieb Suko nichts anderes übrig, als die Tür hier vorn zu öffnen.
Er hatte sich schon relativ lange am Haus herumgetrieben. Zudem war er unbekannt in dieser Gegend und aufgefallen. Ein Bobby schlenderte herbei. Er lächelte Suko freundlich zu, als er stehen blieb und nach dem Ausweis fragte.
Der Inspektor wies sich aus.

»Sorry, Sir, aber ich wusste nicht, dass Sie…«
»Ich muss in das Haus.«
»Zu Sabre?«
»Ja.«
»Er ist nicht da.«
»Das weiß ich, aber eine Frau hat in der Nacht Schreie gehört. Es besteht der dringende Verdacht, dass ich dort eine Leiche finde. Können Sie hier auf mich warten?«
»Natürlich, Sir.«
»Gut.« Suko holte sein Besteck hervor. Allzu wohl fühlte er sich nicht dabei.
Durch seinen Spezialdietrich hatte er die Tür sehr bald offen.
Auch die Haustür ließ sich leicht nach innen schieben. Suko warf noch einen Blick zurück.
Der Polizist nickte. Er würde warten.
Suko betrat den umgebauten Lebensmittelladen. Der Bewohner hatte die Vorhänge zugezogen. Nur wenig Licht drang in den großen Raum, und Suko blieb zunächst im Düstern stehen, um etwas von der Atmosphäre zu erschnuppern, die sich vor ihm ausbreitete.
Er nahm einen süßlichen Geruch wahr, »schweres« Parfüm.
Allmählich schälten sich die Umrisse der einzelnen Möbelstücke aus der Finsternis. Suko war von der Anzahl der Sitzgelegenheiten überrascht. Hier hatte nicht nur jemand Möbel in den großen Raum gestellt, sondern regelrechte Wohnlandschaften kreiert, die dem Chinesen gefielen. Außer ihm befand sich niemand mehr im Raum, und so entschloss sich der Inspektor, das Licht einzuschalten. Als er den Schalter gedrückt hatte, wurden die vier Strahler an der Decke hell, und ein Lichtbalken traf ein Bild, das sofort Sukos Aufmerksamkeit erregte.
Es zeigte den Teufel!
Ein widerliches Abbild des Asmodis, gemalt in einem dunklen Rot und auf schwarzem Hintergrund.
Hart presste Suko die Lippen zusammen. Plötzlich wusste er, dass er richtig war. Dieser Sabre führte nach außen hin das Leben eines Trendsetters oder großen Erfinders, aber er bezog wahrscheinlich seine Kräfte aus dem kalten Glanz der Hölle.
Suko trat an das Bild heran.
Es war täuschend echt gemalt. Man konnte den Eindruck haben, als würde der Teufelskopf leben und im nächsten Moment anfangen, höhnisch zu grinsen.
Vielleicht steckte in dem Gemälde auch eine gewisse Magie. Suko nahm sich vor, sich später um dieses Bild zu kümmern. Zunächst wollte er sich die Wohnung genauer ansehen.
Er fand außer dem großen noch zwei kleine Räume vor. Zum einen

eine Küche, zum anderen ein Bad, dessen Wände mit schwarzen Kacheln bedeckt waren, die als Muster rote Punkte zeigten, sodass sie aussahen wie mit Blut besprenkelt.

Weder in der Küche noch im Bad hatte Suko eine Leiche entdeckt.

So zog er sich wieder in den Wohnraum zurück. Er fand aber noch eine dritte Tür. Sie lag ziemlich versteckt hinter einem Raumteiler aus Glas und Holz. Auf diese Tür ging Suko zu, öffnete sie und sah vor sich eine Treppe, die in den Keller führte. Sicherlich hatte er früher einmal als Lager für Lebensmittel gedient.

An diesem Morgen wehte dem Inspektor ein anderer Geruch entgegen. So roch oder duftete es in einem Friseurladen, in dem lange nicht mehr gelüftet worden war. Parfüm, Puder und Schweiß hatten sich miteinander vermischt, und dieser Geruch wurde intensiver, je mehr Stufen der Chinese hinter sich ließ.

Vor einer weiteren Tür blieb er stehen. Die Beleuchtung war nicht gut, aber sie reichte für ihn aus. Er öffnete die Tür, fand den Lichtschalter links davon und konnte sich endlich umsehen.

Ein relativ langer Raum lag vor ihm. Eine Garderobe, die in ein Theater gepasst hätte. Rechts und links standen an den Wänden die Schminktische. Darüber hingen ziemlich blinde Spiegel, auch Plakate waren dazwischen zu sehen. Sie zeigten die Motive aus den alten Hollywood-Zeiten.

Ansonsten war der Raum leer.

Nur etwas ließ Suko stutzig werden. Wieder war es der Geruch.

So intensiv wie sonst nicht im Haus nahm er ihn wahr. Allerdings mit einer noch anderen Komponente dazwischen.

So roch Blut!

Suko gelangte zu dem Schluss, dass auch noch Modergestank mit in diesem Konglomerat vereinigt war. Ein bestimmter Modergestank.

Der Inspektor war neugierig geworden. Er konzentrierte sich darauf und hatte plötzlich Gewissheit.

Ja, jetzt wusste er Bescheid.

So wie es hier an manchen Stellen roch, so stanken die widerlichsten aller Dämonen.

Ghouls!

Sukos Gesicht wurde hart. Kantig traten die Knochen an den Wangen hervor. Auch seine Augen zeigten einen anderen Ausdruck. Wenn er überhaupt irgendwelche Dämonen hasste, dann waren es Ghouls, diese widerlichen Leichenfresser, die oft auf alten Friedhöfen hausten und immer versuchten, an Opfer zu gelangen.

Ghouls waren von Natur aus schleimige Gestalten, aber sie konnten auch aussehen wie Menschen, ohne allerdings den Leichengeruch, der ständig von ihnen ausging, ganz auszuschalten. Aus diesem Grunde fielen sie auch öfter auf, als ihnen angenehm war.

Der Inspektor durchquerte den Raum. Am Ende hatte er einen quer stehenden Tisch entdeckt, auf dem etwas stand, das ihn aus der Ferne ein wenig erschreckt hatte.

Köpfe!

Zunächst wollte Suko seine Waffe ziehen. Als er jedoch näher kam, atmete er beruhigt aus.

Nein, diese Köpfe waren nicht gefährlich. Sie bestanden aus Styropor und waren dazu ausersehen, Perücken aufzunehmen, damit man sie bequem kämmen konnte.

Der Inspektor zählte nach.

Er kam auf sechs.

Plötzlich begann er zu schlucken. Sechs Köpfe, sechs Perücken vielleicht?

Nein, das stimmte nicht. Fünf leere Köpfe standen vor ihm. Der sechste aber war besetzt.

Auf ihm lag eine Perücke. Und ihre dichten Haare ähnelten Schlangen.

Keinen Schritt ging der Chinese weiter. Er wusste von John Sinclair, wie das Mädchen Lisa gestorben war. John hatte ihm von Bill Conollys Erlebnissen berichtet. Der Reporter hatte eine Perücke gesehen, die aus Schlangen und nicht aus Haaren bestand.

Hier lag sie vor ihm.

Sogar verschiedene Farben zeigte sie. Rotbraun und Grün. Immer abwechselnd und ungefähr so dick wie drei nebeneinander gelegte Finger.

Die Perücke sah aus wie ein toter Gegenstand. Nur wollte Suko daran nicht glauben. Er griff unter seine Jacke, um die Dämonenpeitsche hervorzuholen.

Wenn irgendetwas geschah, wollte er wenigstens abwehrbereit sein. Einmal schlug er einen Kreis über den Boden, sodass die drei starken Riemen herausrutschen konnten.

Mit einem leisen Laut klatschten sie auf den Boden. Noch bewegte sich der Inspektor nicht.

Dafür die Perücke.

Es sah so aus, als wollte sie von dem Kunststoffkopf wegwandern. Die Haare schoben sich in Sukos Richtung.

Sie lebten!

Und es waren Schlangen!

Widerliche, magisch geladene Reptilien, sogar mit kleinen Mäulern, die sich öffneten und winzige gespaltene Zungen sehen ließen.

Der Inspektor hob den rechten Arm.

Im selben Augenblick verließ die Perücke den Kopf und hob ab!

***

Der Laden war nicht zu übersehen. In einer leicht roten, in sich verschlungenen Schrift leuchteten die Buchstaben auch am Tage und wiesen dem Kunden an, wohin er zu fahren hatte. Nämlich um die Ecke des Hauses auf einen Parkplatz, der zum Geschäft gehörte.

Ich folgte dem Weg, fand aber nur eine Lücke, die für den Bentley zu klein war.

Also wieder zurück.

»Sonst ist alles dicht!« sagte Brookman und schaute sich um.

Das war es zwar, aber ich wollte mich damit nicht abfinden. Polizisten besitzen in gewissen Situationen nun mal gewisse Privilegien, und die spielte ich aus.

Ich fuhr den Wagen auf den Parkstreifen vor einem Möbelgeschäft, der für Kunden reserviert war, und bat den Geschäftsführer, ihn dort abstellen zu dürfen.

Er stimmte erst zu, nachdem er meinen Ausweis gesehen hatte, dann auch noch ärgerlich.

Der Schneeregen war mittlerweile in Nieselregen übergegangen.

Die Leuchtreklame strahlte in den feinen Sprüh hinein. Sie sah aus, als würde ein roter Vorhang davor hängen.

Zwar wirkte die nach außen hinweisende Fensterfront protzig, aber man konnte nicht in den Laden hineinschauen, da eine Gardine den Blick verwehrte. Die im Innern arbeitenden Angestellten waren nur schattenhaft zu erkennen.

Brookman hielt sich zurück. Er ging hinter mir und war sehr nervös. Kein Wunder. Bevor wir eintraten, nickte ich ihm aufmunternd zu. »Keine Sorge, das bringen wir schon.«

»Wenn Sie meinen.«

Eine andere Welt nahm uns jenseits der breiten Glastür auf. Eine Welt des Schönen, des Feinen, zudem ein Refugium der Düfte, der hektischen Lautlosigkeit und der Lichter. Vor uns befand sich ein Glastresen, auf dem eine ebenfalls gläserne Kasse stand, die dem Betrachter ihr veraltetes Innenleben zeigte.

Tiegel, Flaschen, Dosen, Pülverchen, Pinsel, Lippenstift, Spiegel, Kämme. Es war ein wohlgeordnetes Sammelsurium das sich unter der Glastheke verbarg und um die Wette mit den Champagnerkübeln strahlte, die an jedem Kundensessel standen.

Zahlreiche Mädchen bedienten die Kundschaft. Von einem Mann sah ich vorerst nichts.

Dafür schwebte eine andere Person auf uns zu. Bevor sie uns erreicht hatte, flüsterte mir Brookman ihren Namen ins Ohr. »Das ist Lydia, aber sie hat ihre Haare anders.«

»Eine Perücke?«

»Kann sein.«

Wie alle Mädchen trug auch Lydia ihre Arbeitskleidung. Eine

halblange Jacke aus rotem Stoff, mit einem tiefen V-Ausschnitt. Die Beine wurden von einer weißen, leicht gemusterten Strumpfhose umschmeichelt, wie sie in Mode war. Die roten, halbhohen Stiefel sollten wohl an die Winterzeit erinnern. Lydias Haare waren wirklich sehenswert. Sie trug eine pechschwarze Igelperücke. Nur waren diese Stacheln hier breiter und erinnerten an Messer.

Lydia lächelte neutral. Wahrscheinlich ließ sie uns ziemlich unten in der Schublade verschwinden, denn wir waren nicht entsprechend angezogen.

»Sie haben einen Termin?« fragte sie. Ihre Stimme klang leicht nasal. Dabei hob sie die nachgezogenen Augenbrauen und stemmte die linke Hand lässig in die Hüfte.

Ich hatte abgemacht, dass Barney Brookman sprechen sollte. Er redete auch, leider sehr leise. Man merkte ihm an, dass er sich unwohl fühlte. »Wir sind nicht angemeldet.«

»Oh.« Es klang gedehnt. »Das müssen Sie aber bei uns. Wir sind nicht irgendjemand.«

Barney hatte einen Geistesblitz. »Wir auch nicht, Lydia.«

»Sie kennen mich?«

»Ja, ich bin Barney Brookman. Der Bruder von…«

»Von Lisa,« sagte sie. Plötzlich wurde ihr Lächeln freundlicher.

»Was ist denn mit ihr? Ich hörte, sie wäre krank.«

Barney wollte schon die Wahrheit sagen, das sah ich seinem Gesicht an und reagierte im letzten Augenblick. Mein Tritt auf seine Zehen ließ ihn zusammenzucken. Er begriff sofort.

»Ja, ja, sie ist krank. Deswegen bin ich ja gekommen. Wir wollten sie länger abmelden. Das ist übrigens ein Cousin. Er ist zufällig in London.«

Lydia nickte mir zu und hatte die Lippen verzogen. Tja, ich war wohl nicht ihr Typ.

»Kann ich denn Mr. Sabre sprechen?«

»Wegen Lisa?«

»Natürlich.«

Sie drehte sich um und schaute in den Raum hinein. Durch die Bewegung war der Ausschnitt ein wenig verrutscht. Ungewollt verschaffte sie mir einen interessanten Einblick.

»Ich weiß nicht, ob es ihm genehm ist. Lucien ist nicht da. Er wollte auch nicht arbeiten. Er war heute Morgen sehr sensibel und hat seine kreative Phase.«

»Aber ich muss mit ihm reden!«

»Gut, dann warten Sie. Ich frage nach. Aber halten Sie sich ein wenig zurück. Unsere Kunden lieben diese Oase der Ruhe und völligen Entspannung, wenn Sie verstehen.«

Sie schwebte davon. In mir stieg der Zorn hoch. So etwas Arrogantes

hatte ich selten erlebt. Nicht einmal bei den Lords oder Geldmagnaten. Da kam nur noch der Geheimdienst mit.

»War die immer so?« fragte ich meinen Begleiter.

»Keine Ahnung. Ich spreche heute zum ersten Mal mit ihr. Lisa ist mit ihr immer gut ausgekommen. Mich wundert es nur, dass Lydia noch nichts vom Tod meiner Schwester weiß.«

»Mich wundert es nicht.«

»Wieso?«

Ich winkte ab. »Lassen wir das.« Lydia hatte uns zwar geraten, kein Aufsehen zu veranstalten, doch an so dumme Sprüche hatte ich mich selten gehalten. Ich wollte nicht wie ein Zinnsoldat vor der Theke stehen bleiben und setzte mich in Bewegung, um das Arbeitsfeld der Friseurinnen zu erforschen.

Mit Licht hatte man nicht gespart. Die Becken bestanden aus grünlich schimmerndem Marmor.

Auf den bequemen Ledersitzen hockten die Ladys, um sich behandeln zu lassen. Da wurden Haare frisiert, Nägel lackiert, Finger gewaschen und Gesichter mit Gurken belegt. Letzteres geschah in kleinen, abgeteilten Kabinen, wo sogar tragbare Fernsehgeräte standen, damit sich die Damen nicht langweilten.

Das war mir zu viel Schau, die zudem einen Haufen Geld kostete.

Andererseits durfte man froh sein, dass sich Menschen wie Lucien Sabre so entfalten konnten. Denn auch so etwas war ein Teil der demokratischen Freiheit.

Wenn ich bei meinem Friseur an der Ecke saß, las ich Illustrierte oder hörte mir den neuesten Klatsch aus der Nachbarschaft an. Die Damen hier lasen auch, aber die internationalen Modemagazine.

Mir stachen die Mitarbeiter ins Auge.

Ich achtete weniger auf die Figuren der Mädchen, sondern auf ihre Haare. Jede trug eine Perücke. Besonders stark fiel mir ein Mädchen mit grünem Drahtkopf auf. Ihre Haare erinnerten tatsächlich an zusammengerollte Bürsten. Sogar ein grauhaariges, junges Mädchen ging an uns vorbei. Da sie uns sehr nahe passierte, nahm ich ihren Geruch auf.

Sie stank nach Spray und nach etwas anderem.

Erst wollte ich es nicht wahrhaben, bis mir einfiel, dass es tatsächlich Moder gewesen war.

Ich schluckte.

Die Kleine war schon zu weit entfernt, als dass ich sie noch hätte festhalten können. Zudem kehrte Lydia zurück. Bei jeder Bewegung wippten die Stacheln auf ihrem Kopf mit.

»Mr. Sabre lässt bitten. Aber höchstens drei Minuten, denn der Maestro befindet sich in keiner guten Stimmung. Wir haben viel zu tun. Lisa ist leider ausgefallen.«

»Dann sagen Sie Ihrem komischen Meister doch, dass er selbst die Schere und den Kamm in die Hand nimmt und mal mitschnipselt.«

Diese Bemerkung hatte ich mir einfach nichtverkneifen können und wurde von Lydia angestarrt, als hätte ich von ihr und ihrem Meister etwas Verbotenes verlangt.

»Das hätten Sie nicht sagen dürfen!« hauchte Barney. »Dieser Kerl ist für die Mädchen wie ein Gott.«

»War er es auch für Lisa?«

»Leider.«

Lydia schritt vor uns her. Sie wusste genau, wie sie zu gehen hatte. Der Rand des Kittels bedeckte knapp ihr Hinterteil, das von einer Seite auf die andere schwang.

»Was halten Sie von ihr?« fragte mich Brookman.

»Nicht viel. Ich mag Menschen nicht, die andere nur nach dem Geldbeutel einschätzen. Und so ein Typ scheint mir diese Lydia zu sein.« Wir schritten einem Hauch von Vorhang zu, der einen halbrunden Durchgang bedeckte und dicht über dem Boden flatterte.

Lydia hatte ihn zur Seite geschoben. Ein durch indirekte Beleuchtung und mit hellbeigem Teppichboden ausgelegter Gang nahm uns auf. Ausstellvitrinen, gefüllt mit teuren Parfüms und exotischen Wässerchen, standen an einer Wandseite, die mit Reklamebildern bedeckt war. Zumeist zeigten diese Bilder schöne Frauen oder Männer in schicken Kleidungen und Frisuren.

Die Türen an der linken Seite führten zu Massage- und Ruheräumen. Aber auch das Büro des Trendsetters und Haarstylisten lag dort. Eine dunkle Mahagonitür wurde von Lydia geöffnet.

Sie lächelte uns knapp zu, bevor sie meldete, dass wir da waren.

»Ja, ich gebe ihnen drei Minuten.« Die Stimme klang überheblich, nasal und gleichzeitig so, als hätte der Sprecher überhaupt keine Lust, noch irgendein Wort hinzuzufügen.

Wir durften das Allerheiligste des Meisters betreten, und zum ersten Mal in meinem Leben stand ich Lucien Sabre gegenüber.

***

Wer oder was die Perücke leitete und dafür sorgte, dass sie sich vom Kopf erheben konnte, war Suko unbekannt und gleichzeitig egal. Er wollte nur nicht, dass ihn die Schlangen erwischten und erwürgten.

Das Schicksal des Mädchens Lisa war ihm Warnung genug.

Soweit es der enge Gang zuließ, sprang Suko zurück und schlug in der Rückwärtsbewegung zu.

Vielleicht ahnten die magischen Schlangen etwas von der Gefahr, die da auf sie zukam. Sie zuckten zurück, schafften es jedoch nicht, auszuweichen, und sie mussten den Treffer voll nehmen.

Die drei Riemen erwischten sie.

Suko sah zu, wie sie sich um das Gebilde wickelten und es in der Luft zur Seite schleuderten. Zunächst glaubte er, dass die Perücke an den Riemen festkleben würde, bis sie schließlich zu Boden fiel und dort liegen blieb.

Die Schlangen verdorrten.

Sie nahmen eine andere Farbe an, wurden brüchig und zerfielen zu Staub.

Es war für Suko eine leichte Übung gewesen, die lebende Perücke zu vernichten. Allerdings hatte er sie auf Distanz halten können und sie nicht unterschätzt.

Sehr vorsichtig ging er weiterhin ans Werk. Der Inspektor durchsuchte die Garderobe und die Schränke nach weiteren Perücken, aber er fand keine.

Deshalb blieb der Schluss, dass Lucien Sabre die anderen mitgenommen hatte. Da gab es wohl nur ein Ziel.

In sein Geschäft.

In der Wohnung hatte Suko das weiße Telefon gesehen. Er wollte nach oben gehen und versuchen, John Sinclair anzurufen. Vielleicht konnte er ihn warnen.

Rasch lief er die Stufen hoch und erreichte den extravagant eingerichteten Raum.

Noch brannte das Licht. Ein Strahl traf weiterhin das Bild mit der Satansfratze.

Als Suko hinsah, stutzte er. Seiner Ansicht nach hatte sichdas Bild verändert. Zwar war die rote Dreiecksfratze noch immer vorhanden, aber der Mund hatte sich verzogen, und es sah aus, als würde der Teufel schief lächeln.

Sollte das Bild leben?

Suko schob sich an der roten Sitzgelegenheit mit der welligen Rückenlehne vorbei, um sich das Gemälde aus der Nähe anzusehen.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Sogar die kalten Augen innerhalb der Fratze bewegten sich, als wollten sie ihm eine Botschaft zusenden.

Der Inspektor zog seine Waffe.

Geweihte Silberkugeln konnten den Satan zwar nicht zerstören, aber sein Bild sicherlich, auch wenn es mit einer teuflischen Magie angefüllt war.

Er streckte den rechten Arm vor und schoss.

Die zahlreichen Polstermöbel im Zimmer dämpften den Abschussknall zwar etwas, dennoch hatte der draußen wartende Polizist etwas gehört, riss die Tür auf und wollte in den Raum stürmen.

»Bleiben Sie weg!« rief Suko scharf.

Der Mann verschwand wieder.

Suko hatte nicht ohne Grund gerufen. Die Kugel war direkt in die breite Stirn der Fratze gejagt, hatte dort ein Loch hinterlassen, das aussah wie ein drittes Auge.

Dabei blieb es nicht.

Weiße Magie stellte sich gegen die schwarze. Und plötzlich hörte der Chinese ein sattes Knirschen, als würde jemand dicke Pappe zerreißen. Nicht Pappe oder Papier zerriss, sondern die Leinwand des Bildes wurde in Fetzen geschlagen.

Im Nu stand das Bild in Flammen.

Dicker Rauch quoll aus dem Rahmen. Er wurde Suko entgegengeweht. Dazwischen sah er das Sprühen, und glühende Teile schleuderten geschossartig in den Raum hinein, sodass Suko sich gezwungen sah, Deckung zu nehmen.

Er schlug einen Bogen, lief zur Tür und huschte nach draußen, wo ihn der Beamte anstarrte. »Was ist denn passiert?«

»Rufen Sie die Feuerwehr an! Es brennt!«

Der Mann traute sich nicht, eine Gegenfrage zu stellen. Er tat, wie ihm geheißen worden war.

Man hatte die Bobbys mit Sprechfunkgeräten ausgestattet. Ein solches holte der Mann hervor und gab die Meldung an sein Revier durch.

Von dort wurde die Feuerwehr alarmiert.

Suko aber dachte an John Sinclair und wünschte sich, ebenfalls in diesem Frisierladen zu sein…

***

Himmel, war das ein Fluppi!

Ein anderer Ausdruck fiel mir nicht ein, als ich den großen Meister und Macher des Londoner Frisurentrends sah. So etwas von gelangweilt und desinteressiert hatte ich selten erlebt. Er kam mir vor wie eine alte Jungfer, die mal wieder unter ihrer Migräne litt.

Als wir eingetreten waren, zeigte er uns sein Profil. Seine Beine lagen auf dem Schreibtisch aus Plexiglas. Auch das Telefon war durchsichtig.

Alles war genau zu sehen, aber uns interessierte das Innenleben nicht, wir wollten uns mit dem Mann beschäftigen, der außerdem so irre modisch gekleidet war.

Auf seinem Seidenhemd waren grün eingefärbte, talergroße Nerzstücke verteilt wie Rosinen in einem Kuchen. Die Hose aus weichem Stoff zeigte ein rot-weißes Karomuster, er selbst hatte sein Gesicht geschminkt, und zwar in einem Grauton, der haargenau zu seinen dünnen, ondulierten und hochzementierten Haaren passte. Seine Augenbrauen waren nachgezogen, die Lippen an den äußeren Rändern ebenfalls, und seine langen, unterschiedlich dicken Finger

hatte er ausgebreitet und mit den Kuppen jeweils gegeneinander gelegt.

So saß er also da.

Barney Brookman warf mir einen Blick zu und hob die Schultern.

Ich sagte nichts, denn ich konzentrierte mich auf etwas anderes, das ich plötzlich spürte.

Dieser Kerl war mir nicht koscher.

Das hatte mit seiner Kleidung und seinem Äußeren wenig zu tun – jeder konnte herumlaufen, wie er wollte – nur ging von diesem Typ eine Strahlung aus, die mich überraschte und anwehte wie ein Hauch, denn auch mein Kreuz hatte sie gespürt.

Es war ein magischer Odem.

Ich behielt dieses Wissen für mich, aber ich würde abwarten und Sabres Reaktion genau studieren.

Vielleicht fiel auch ihm auf, dass ich nicht gerade zu seinen Freunden zählte. Oft genug haben Dämonen und dämonische Diener ein sehr entwickeltes Gefühl für diese Dinge.

Der Sessel, der ihm als Sitzgelegenheit diente, kam aus der Werkstatt eines italienischen Künstlers. Er sah mehr aus wie eine Liege, hatte als Rückenteil ein Oval mit einer kleineren, ebenfalls ovalen Öffnung in der Mitte.

»Können Sie uns einen Augenblick zuhören, Mr. Sabre?« fragte Barney Brookman leise.

»Ungern!« klang es hinter dem Schreibtisch hervor. Er hatte uns nicht einmal angesehen.

»Es geht um Lisa.«

»Ja, sie ist krank.«

»Nein, Sir.«

Er rührte sich noch immer nicht. Dann lächelte er plötzlich. »Oder wollen Sie mir sagen, dass man sie wieder gesundgeschrieben hat?«

Barney wusste nicht mehr weiter. Er kämpfte mit sich selbst. Ich sah in seinen Augen wieder das Tränenwasser, nickte ihm zu und hielt es für angemessen, seinen Part der Unterhaltung zu übernehmen.

»Dass Lisa Brookman weder krank noch gesund ist, wissen Sie ebenso gut wie wir, Mr. Sabre,« sagte ich. »Sie kann beides nicht mehr sein, denn sie ist tot!«

Ich hatte das letzte Wort ziemlich laut gesprochen, und es schwang noch als Echo nach.

Reagierte Sabre jetzt?

Ja, er tat es. Fast genüsslich zog er die Beine an, nahm sie vom Schreibtisch und drehte den Stuhl so, dass er uns ansehen konnte.

Eine winzige Haarlocke störte ihn. Mit einer weibisch anmutenden Bewegung legte er sie zurecht.

»Tot, sagten Sie?«

»Ja.«
Er nickte. »Ein Unfall?«
»Nein, sie wurde ermordet. Aber das, Mr. Sabre, wissen Sie wahrscheinlich besser als ich, nicht wahr?«
Eine Antwort gab er mir zunächst einmal nicht. Er schwieg, bewegte nur seine langen Finger, wobei ich das Gefühl nicht loswurde, als könnte er seine Haut an den Gelenken eindrücken.
»Wieso sollte ich das eigentlich schon wissen?« erkundigte er sich und schaute mich tückisch an. Er hatte rehbraune Augen. Die passten zu ihm wie die Faust aufs Auge. »Außerdem möchte ich gern von Ihnen wissen, was Sie hier zu suchen haben!«
Sollte ich auch weiterhin mein Inkognito wahren?
Ja, es war besser, wenn ich es tat. Bei dem Wort Polizei würde sich Sabre sicherlich völlig verschließen. Außerdem hielt ich für ihn noch einige Überraschungen parat.
»Ich bin ein Freund von Lisa,« erwiderte ich auf seine Frage.
Sabre zeigte sich gut informiert. »Nicht der Cousin?« erkundigte er sich und schob seine Brauen noch mehr in die Höhe.
»Auch.«
Sein Lächeln wurde süffisant. Man konnte meinen, dass er alles durchschaut hatte, aber nichts sagte. »Verarschen willst du mich doch nicht, oder?« hauchte er mir entgegen.
»Nein.«
»Cousin, Freund – was soll das? Was wollt ihr von mir? Verschwindet!«
»Lisa ist tot!« sagte ich hart.
»Na und?«
Barney Brookman konnte nicht mehr an sich halten. »Und Sie tragen daran die Schuld!« fuhr er den Superfriseur an. »Nur Sie allein. Sie haben meine Schwester ins Grab gebracht!«
Lucien Sabre sagte überhaupt nichts. Man konnte sein Schweigen schon als Einverständnis ansehen. Gelassen griff er nach einer Zigarette und schob das Goldmundstück zwischen seine Lippen. Er blies den Rauch gegen die Decke und wiederholte mit ziemlich normal klingender Stimme ungefähr Barney Brookmans Antwort. »Ich soll also schuld am Tod Ihrer Schwester sein?«
»Ja.«
»Habe ich sie getötet?«
»Nein, du Pinsel, das hast du nicht!« Barney bekam plötzlich einen Wutanfall. »Du hast sie nicht getötet. Dazu bist du dir zu fein. Aber du hast die Fäden gezogen, du warst der Mann im Hintergrund, das weiß ich genau. Du bist nicht der, für den du dich ausgibst. Lisa wurde erwürgt. Von einer Perücke, und die anderen Mädchen hier tragen auch Perücken. Wahrscheinlich hast du mit ihnen das Gleiche vor, du

Hund. Aber dazu wird es nicht mehr kommen!«

Die beiden Männer starrten sich an. Sabre saß jetzt aufrecht. Er nuckelte an seinem Glimmstängel und pustete uns den Rauch entgegen, der wolkenartig über die Platte seines Schreibtisches wehte.

»Das hast du doch nicht im Ernst gemeint, du Spinner?«

»Doch, das habe ich!«

»Raus!« keuchte er. »Haut ab, ihr widerlichen Drecksäcke! Verschwindet, ich will euch nicht mehr sehen!«

Ich hatte mich bewusst zurückgehalten und den anderen genau beobachtet. Lucien Sabre stand mehr unter Druck, als er zugeben wollte. Er schwitzte trotz der dünnen Kleidung. An der Wärme konnte das nicht liegen, er musste innerlich auf hundert sein. Und auf seinem Gesicht lagen Schweißtropfen.

Barney Brookman ließ sich nicht aufhalten. Er hatte in den letzten Stunden viel durchgemacht, alles schlucken müssen, und er wusste, dass dieser Mensch vor ihm etwas mit dem Tod seiner Schwester zu tun hatte. Das ließ ihn alle Vorsicht vergessen und durchdrehen.

Er ballte die Hände, während der Friseur den Mund öffnete, um noch einmal zu schreien.

Barney startete. Er warf sich über den Schreibtisch hinweg nach vorn. Damit überraschte er selbst mich. Bevor ich ihn zurückhalten konnte, hatte er schon einige Gegenstände von der Platte gefegt, unter anderem auch das durchsichtige Telefon, dann griff er zu. Die rechte Hand verkrallte sich in Sabres Pelzhemd, er zerrte daran und ließ auch nicht los, als ihm der andere die glühende Zigarette ins Gesicht schnippte.

Barney schüttelte nur den Kopf, wurde wütender und rammte seine linke Faust in den Körper.

Ich hörte den weichen Aufschlag, als hätte jemand in Teig geschlagen. Sabre knickte etwas zusammen, seine Haut warf plötzlich dicke Rollen, in die der andere hineingriff und auf einmal große Augen bekam, als er seine Rechte zurückzog.

Zwischen seinen Fingern befand sich Fleisch oder Haut.

Sabre wich zurück. Auch ihm passte das nicht. Er blickte an sich hinab, was ich aus dem Augenwinkel verfolgte, denn mich interessierte allein die »Beute« die Barney zwischen den Fingern hielt und von der eine Flüssigkeit nach unten tropfte.

»Was ist das?« flüsterte er.

Ich ging auf ihn zu und roch es.

Moder, Leichengestank wehte mir von dem entgegen, was er zwischen den Fingern hielt.

Die Haut eines Menschen, zu einer schleimigen Masse geworden, und ich wusste Bescheid.

»Lass es fallen!« flüsterte ich Barney zu. »Los, weg mit dem Zeug!«

Er nickte, öffnete seine Faust, und die Masse klatschte zu Boden.
Sie fiel vor seine Füße und blieb dort liegen. Fester Schleim, gallertartig, widerlich.
Ich sagte noch nichts und drehte mich nur um.
Mit Spuren des Ekels im Gesicht zog sich Barney bis an die Wand zurück. Für ihn war die Sache vorerst gelaufen. Jetzt war ich an der Reihe. Und ich hielt Lucien Sabre, der sich so hochtrabend Trendsetter nannte, fest im Blick.
»Sieh mal an!« sagte ich leise. »Sieh mal an, wen wir da haben. Ich wusste, dass Sie etwas Besonderes sind, aber dass ich es mit einem Ghoul zu tun bekommen würde, damit hätte ich beim besten Willen nicht gerechnet.«

***

Er sagte überhaupt nichts. Mit seinen Kugelaugen starrte er mich an.
Der kleine Mund stand offen. Die Haare lagen ebenfalls nicht mehr so wie zuvor. Sie bildeten auf seinem Schädel ein wirres Durcheinander. Barney musste fest zugegriffen haben. Aus der Wunde, die sein Griff hinterlassen hatte, rann eine zähe Flüssigkeit und sonderte dabei einen widerlichen Gestank ab.
»Ein Ghoul also!« flüsterte ich. »Du bist ein verdammter Ghoul. Ein Leichenfresser mit widerlichem Modergestank. Deshalb nimmst du wohl so viel Parfüm – oder?«
Er stierte mich an. In seinem Gesicht zuckte es. Aber nicht normal, sondern verlangsamt, weil sich unter seiner Haut die geleeartige Masse zusammenschob und das Gesicht allmählich teigig werden ließ.
Solche Symptome waren mir nicht unbekannt. Es konnte durchaus sein, dass der Ghoul dicht vor einer Verwandlung stand, dann würde er zu einem Schleimklumpen werden und irgendwie versuchen, mich aus der Welt zu schaffen.
So etwas hatte ich schon des öfteren erlebt. Aber er sollte sich geschnitten haben.
Sabre war zurückgewichen. Nicht aus Angst, er wollte nur die Wand im Rücken haben, und das schaffte er auch.
Anders reagierte Bamey Brookman. Sein erster Schreck war vorbei, er kam auf mich zu und fragte: »Was ist das?«
»Ein Ghoul!«
»Wieso? Ich…«
»Lass es, Barney. Das wirst du nicht begreifen. Ghouls sindganz besondere Wesen. Man kann sie als die Aasgeier unter den Dämonen bezeichnen, glaube mir.«
»Ich verstehe nicht.«
»Lass das Fragen, später werde ich dir einiges erklären. Ich muss mich auf ihn konzentrieren.«

»Okay denn!«

Obwohl man Sabre zu den dämonischen Wesen zählte, dachte er doch so wie ein Mensch. Und er hatte über unseren Besuch sinniert.

Wahrscheinlich sagte er sich, dass wir unter Umständen mehr wussten, als wir bisher zugegeben hatten.

»Wer bist du?« wollte er wissen.

»Kein Dämon!«

Er grinste breit. Von seiner Stirn lösten sich kleine Tropfen und rannen in zähen Bahnen an seinem aufgequollenen Gesicht entlang nach unten. So kannte ich die Wesen, wenn sie dicht vor einer Verwandlung standen. Ich glaubte fest daran, es bald mit einem vollwertigen Ghoul in seiner schleimigen Urstandsform zu tun zu haben, denn nur so konnten sie sich am besten wehren.

»Sag es!«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin auch nicht der Freund der toten Lisa, sondern Polizeibeamter.«

»Der Geisterjäger!« ächzte er.

»Genau. Ich sehe, du weißt Bescheid. Wer hat es dir gesagt, Sabre? Mit wem stehst du in Verbindung?«

»Der Teufel schützt mich!«

Ich lachte kalt. »Glaubst du wirklich, dass Asmodis dich jetzt noch beschützen kann?«

»Ja.«

»Nein, Sabre, und abermals nein. Nicht der Satan. Er hat oft genug versucht, mich zu vernichten, er hat es nicht geschafft. Und für dich halte ich eine Silberkugel bereit. Ich kann dich aber auch mit meinem Kreuz erledigen. Egal, such es dir aus!«

Er funkelte mich an. Ich hatte Ghouls erlebt, die bei solchen Worten zusammengezuckt waren und von einer so großen Furcht erfasst wurden, dass sie wie Schleim zerfielen.

Nicht Sabre. »Wenn du es auch nur versuchst, sterben die anderen auch.«

»Wen meinst du?«

»Es sind fünf Mädchen. Sie zählen zu meinen Dienerinnen. So wie ich mich auf den Teufel verlassen habe und von ihm lange Jahre beschützt worden bin, so verlassen sich die Mädchen auf mich, denn sie stehen unter meinem Bann.«

»Wieso?«

»Kennst du Roboter?«

»Natürlich. Aber ich habe auch deine Mitarbeiterinnen gesehen. Es sind keine Roboter.«

»Nein, das sind sie nicht.« Er begann schrill zu kichern. »Und doch befinden sie sich in meiner Hand. Jeder, egal ob Ghoul oder Vampir, will sich weiterentwickeln. Mir ergeht es auch so. Ich habe Karriere

gemacht. Niemand konnte mich stoppen. Ich war sehr angesehen, ich hatte Fortune, und der Teufel schaute mit Wohlgefallen auf mich. Aber ich wollte etwas Besonderes sein und erfand was völlig Neues.«

»Die Perücken!«

Meine Antwort wunderte ihn. »Du hast schon sehr viel über mich gelernt, Sinclair.«

»Es bleibt nicht aus. Ich habe die Mädchen gesehen. Sie alle trugen Perücken, nicht?«

»Gut beobachtet.«

»Und es sind deine Erfindungen?« fragte ich.

So etwas wie Stolz erfüllte ihn plötzlich. »Meine und die Erfindungen des Teufels. Du darfst nie vergessen, dass er als Pate an meiner Seite gestanden hat.«

»Und was bewirken die Perücken?« hakte ich nach. »Man setzt sie auf und wird zu einer anderen Person, vergleichbar mit einem Roboter. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein, das ist richtig.«

»Dann bitte weiter!« Ich gab ihm die Chance, sich zu artikulieren.

Das tat ihm gut, würde möglicherweise sogar sein Selbstbewusstsein steigern, und ich erfuhr einiges von den Hintergründen.

»Ich habe lange an ihnen gearbeitet, habe Ideen gehabt, die Perücken geformt, sie modelliert. Ich habe mich mit verschiedenen Magien beschäftigen müssen, ich drang ein in eine Welt, wo andere Gesetze herrschten, und ich erfuhr, wie wenig die Menschen noch wissen und wie leicht sie deshalb zu beeinflussen sind. Hexenkult, Schwarzer Zauber, all das interessierte mich, und ich setzte meine Kräfte, gestärkt durch die des Teufels, ein, um etwas zu schaffen, das einmalig ist. Sechs Perücken, Haare von Toten, von einer Hexe, magische Schlangen, das alles verarbeitete ich zu kleinen Kunst-und Meisterwerken. Es war wunderbar. Ich schaffte es, der Teufel gab mir die Kraft, und ich holte mir meine Mädchen heran, bezahlte sie gut und bereitete sie auf das große Ereignis vor, das in der vergangenen Nacht über die Bühne gelaufen ist. Fünf Mädchen, fünf Perücken!«

»Nein, sechs!« widersprach ich.

»Du meinst Lisa!« Er lachte plötzlich blubbernd. »Ja, sie will ich auch noch zählen, obwohl ich einen Fehler gemacht habe, wie ich zugeben muss. Ich wollte sie als Testperson einsetzen, weil ich der Magie noch nicht hundertprozentig traute. Deshalb schickte ich sie weg. Sie sollte sich völlig normal bewegen, leider musste ich sie töten, denn sie ist aufgefallen, durch wessen Schuld auch immer.«

»Ihre war es wohl nicht.«

Er lachte krächzend. »Dann bin ich beruhigt. Aber so etwas wird mir nicht mehr passieren. Euer Weg ist hier zu Ende.«

»Glaubst du das wirklich?« fragte ich. »Ghouls sind nicht so stark wie

der Teufel. Asmodis hat sich verdammt angestrengt, aber es ist ihm nicht gelungen, mich, seinen Erz- und Todfeind, zu vernichten. Schon öfter habe ich einem Ghoul gegenübergestanden und bin bisher immer Sieger geblieben. Das nur zur Information.«

Er krümmte sich.

Von einer Sekunde auf die andere geschah dies, und das wiederum überraschte mich sehr. Plötzlich fiel er dem Boden entgegen, doch bevor er aufprallte, fing er sich wieder, streckte schwerfällig einen Arm aus und stützte sich an der Wand ab. Was war geschehen?

Ich hatte noch keine Waffe gezogen, rechnete aber mit einem Trick, obwohl sich Sabre abmühte, seine Kräfte wiederzugewinnen.

Er schwitzte zwar weder Blut noch Wasser, aber von seiner Gestalt aus drang mir ein Pesthauch entgegen, der mir die Luft raubte. Es kam mir so vor, als hätten sich zahlreiche Gräber geöffnet und den Moder langer Jahre aufsteigen lassen.

Hinter mir würgte Barney Brookman. »Verdammt, das halte ich nicht mehr aus!« keuchte er. Ich sah ihn nicht, hörte nur seine Schritte, und die näherten sich der Tür.

Das passte mir überhaupt nicht. Wenn er verschwand und den fünf Mädchen in die Arme lief, konnte das für ihn böse Folgen haben. Deshalb sagte ich schnell: »Halte noch einige Minuten aus.«

»Ja.« Er holte ein Tuch und presste es gegen die Lippen.

Der Ghoul erholte sich wieder. Er nahm noch nicht seine Urgestalt an, diesen aufgerichteten Schleimklumpen, halb Mensch, halb Masse. Aber seine Haut war gelber geworden, teigiger, und die dünnen Haare, verklebt und verschwitzt, saßen auf seinem weichen Schädel wie eine durchnässte Haube.

Was war geschehen?

Hatte allein meine Anwesenheit diesen plötzlichen Verfall bei ihm bewirkt?

Nein, so überheblich durfte ich nicht denken. Da musste es einen anderen Grund geben.

Er stand. Aber er kämpfte mit sich. Sein Gewicht schien für die Beine zu schwer zu sein. Immer wieder knickte er ein, benötigte die Wand als Stütze, und ich brauchte eigentlich nur zu warten, bis er zusammenbrach.

Ich hatte ihn nach dem Grund des plötzlichen Wandels fragen wollen, als er den Kopf schüttelte. »Es verbrennt!« keuchte er. »Verdammt noch mal, es verbrennt.« Er presste die Hände auf seinen Leib.

Ich erkannte, dass seine Finger in die weiche Masse hineinstachen. So erlebte ich die Qualen eines Ghouls.

Aber was verbrannte?

Das war die große Frage. Er sicherlich nicht, dann hätte Feuer aus

seinem Körper schlagen müssen. Falls es einen Vorgang gab, der ihn so mitnahm, dann spielte sich dieser nicht hier in unserer Nähe ab, sondern woanders.

Wieder verging eine Minute. Ich zögerte weiterhin, ihm eine geweihte Silberkugel zu geben. Dieser Ghoul wusste mehr. Er kannte ein Geheimnis, das er noch nicht preisgegeben hatte, es aber wollte, wie ich seinem Blick entnehmen konnte.

»Was ist los?« fragte ich.

»Das Bild!« Die Antwort war schlecht zu verstehen, weil sie über seine Lippen pfiff. »Das verdammte Bild in meiner Wohnung. Es war alles für mich. Der Teufel, es ist zerstört. Jemand hat es vernichtet.«

Mehr brauchte er nicht zu sagen, denn ich wusste Bescheid, da ich Suko in Lucien Sabres Privathaus geschickt hatte. Eine gute Idee, wie ich im Nachhinein feststellen musste. Wahrscheinlich hatte mein Freund das Bild des Teufels gesehen und es, aus welchen Gründen auch immer, zerstört. Auch die Perücke?

Danach fragte ich Sabre, denn ich war überzeugt davon, dass er die sechste Perücke irgendwo aufbewahrte.

»Ja!« keuchte er.

»Somit ist auch dein Ende eine beschlossene Sache!« erklärte ich ihm.

Das hätte ich wohl nicht sagen sollen, denn ein erneuter Kraftstrom durchtoste seinen Körper. »Mein Ende?« schrie er mir entgegen. »Nein, mein Ende ist keine beschlossene Sache. Noch lebe ich, noch existiere ich und habe auch nicht aufgegeben. Ich will stärker sein als du!«

Er stand geduckt vor mir. Beim Sprechen hatte er sich anstrengen müssen. Um seine Füße hatte sich bereits einegallertartige Lache gebildet. Die schicke Kleidung klebte an seinem Körper. Sie und der Schleim bildeten eine Masse. Auch sein Gesicht befand sich in ständiger Bewegung. Da verschoben sich in dem sich allmählich auflösenden Fleisch die Nase und die Augen.

Ich hörte Schritte. Neben mir blieb Barney Brookman stehen.

»Mach doch ein Ende!« Seine Stimme klang dumpf unter dem Tuch.

»Ja, das werde ich wohl!«

Jetzt erst zog ich mein Kreuz hervor. Ich wollte keine Silberkugel verschwenden.

Brookman ging zurück. Er näherte sich bereits der Tür, während der Ghoul große Augen bekam, als er plötzlich auf mein geweihtes Silberkreuz starrte. Mit einer träge wirkenden Bewegung verbarg er seine Augen hinter der rechten Hand, damit er nicht auf das Kreuz blicken musste.

Da flog die Tür auf.

Alles ging sehr schnell, obwohl ich mir vorkam wie ein Astronaut, der sich wegen der Schwerelosigkeit nur langsam bewegen konnte.

Ich fuhr herum, sah Barney dicht an der Tür, der nicht mehr

ausweichen konnte, getroffen wurde und sich so heftig die Nase stieß, dass die Nase zu bluten anfing.

Er taumelte zurück.

Davon ließ sich die Person, die den Raum betrat, nicht abhalten.

Es war das Mädchen mit der rabenschwarzen Stachelperücke.

»Lydia!« Der Ghoul hatte den Schrei ausgestoßen, der einem Befehl oder einer Anfeuerung gleichkam.

Und sie handelte.

Der über ihre Lippen dringende Schrei glich dem Pfiff einer alten Dampflok. Sie hatte sich heftig abgestoßen, und ihr Ziel war nicht ich, sondern Barney Brookman.

Er war geschockt, starrte auf dieses Mädchen mit der schwarzen Stachelhaarperücke, das den Kopf gesenkt hielt und auf den jungen Mann zulief.

Weg kam Brookman nicht mehr. Er nahm den Stoß voll.

Und die harten Stachelhaare drangen durch die Kleidung und weiter bis in seine Brust.

Er schrie, als er gegen die Wand gepresst wurde. Ich sah das Blut aus zahlreichen Wunden strömen, hörte den Schrei des Ghouls, schleuderte mein Kreuz in seine Richtung und fuhr herum.

Das Mädchen hatte Barney voll getroffen.

Er saß am Boden, lehnte mit dem Rücken an der Wand und konnte das Blut nicht stoppen, das aus den zahlreichen Wunden seiner Brust drang.

Lydia aber fuhr herum.

Jetzt hatte sie sich einen neuen Gegner ausgesucht.

Mich!

***

In gefährlichen Situationen durfte man alles verlieren, nur nicht die Nerven.

Und die behielt ich in diesem Fall.

Sie war gefährlich. Durch ihre verdammte Perücke, deren schwarze Spitzen rot von Barneys Blut waren.

Dann kam sie.

Im letzten Augenblick drehte ich mich geschmeidig zur Seite.

Nein, sie huschte nicht vorbei. Es wäre ja auch zu schön gewesen.

Als sie mich fast erreicht hatte, streckte sie ihren Arm aus und erwischte mich in der Bewegung.

Durch den Druck und den Schwung geriet ich ins Taumeln und wurde bis an den Schreibtisch zurückgedrückt, wo ich zunächst für Sekunden zur Ruhe kam.

Mein Blick flog dorthin, wo sich der Ghoul befinden musste. Und da erlebte ich die nächste Enttäuschung. Ich hatte fest damit gerechnet,

ihn getroffen zu haben, das war leider nicht der Fall. Das Kreuz lag zwar dort, aber der Ghoul war verschwunden, und zwar in Richtung Tür, wie ich unschwer an den Schleimspuren auf dem Boden erkennen konnte.

Das hatte mir noch gefehlt.

Außerdem machte mir das Stöhnen schwer zu schaffen, das ich hinter mir hörte. Mein Begleiter stieß es aus, er musste unter starken Schmerzen leiden, kein Wunder bei den Verletzungen. Dabei konnte ich nur hoffen, dass er es überlebte.

Und Lydia?

Sie hatte sich wieder gedreht, griff aber noch nicht an, weil sie plötzlich in die Mündung meiner Beretta schaute. Sie war zwar dämonisch beeinflusst, aber etwas in ihrem Innern reagierte noch so menschlich, dass sie die Warnung genau verstand.

»Keinen Schritt weiter!« flüsterte ich.

Sie blieb tatsächlich stehen. Ich eilte sofort um den Schreibtisch herum, ohne Lydia aus den Augen zu lassen. Die Mündung der Pistole blieb stets auf sie gerichtet.

Mein Kreuz lag dicht neben der Wand. Ich nahm es an mich und ließ es zunächst in der Tasche verschwinden.

Wenn alle wie Lydia reagierten, und davon musste ich ausgehen, hatte ich es mit fünf Gegnern zu tun. Nein, mit sechs, denn Sabre durfte nicht unterschätzt werden.

Das Böse ging von den tödlichen Perücken aus. Sie sorgten dafür, dass Menschen verändert wurden, und ich befahl dem Mädchen, die Perücke zu entfernen.

Sie lachte nur.

»Weg damit!«

»Nein, ich kann nicht!« Ihre Antwort glich einem Kreischen.

Ob sie mich nun angelogen hatte, war mir nicht bekannt. Ich hätte es mir leicht machen und schießen können, das allerdings brachte ich nicht fertig, da ich immer das Gefühl gehabt hätte, auf einen Menschen zu feuern.

Ich ging langsam zurück, ohne Lydia aus den Augen zu lassen.

Weit hatte ich es nicht. Nur lag das Telefon am Boden. Aber das brauchte ich, um meine Kollegen und einen Arzt anrufen zu können.

Man spürt es, wenn sich etwas verdichtet. Hier war es so. Ich konnte die Spannung fast greifen. Irgendwann in dennächsten Sekunden musste es zu einer Entscheidung kommen, deshalb wollte ich mich beeilen. Wenn ich mich bückte und den Apparat hochhob, befand sich für die Dauer einer Sekunde der Schreibtisch zwischen dem Mädchen und mir. Auch wenn er durchsichtig war, so gab er mir dennoch einen gewissen Schutz.

Ich riskierte es.

Ich ging in die Knie, griff mit der linken Hand nach dem Apparat und wollte ihn hochheben, als sich Lydia blitzschnell bewegte.

Sie musste mich erreichen und hatte plötzlich Unterstützung.

In der Tür stand die zweite Frau. Ihre grellroten Haare wirkten wie erstarrte Flammen. Die Augen funkelten in der gleichen Farbe, und die Perücke hatte ihr die Kraft einer Hexe gegeben.

Ich verspürte den Schlag, obwohl mich kein sichtbarer Gegenstand am Arm erwischte. Trotzdem wurde meine Hand nach unten gedrückt, das Ziel entschwand, und die Beretta riss mir jemand aus den Fingern, um sie irgendwohin zu schleudern.

Gegen die Wand prallte sie, klatschte dort ab und blieb am Boden liegen.

»Jetzt kill ich dich!«

Lydia befand sich auf dem Weg zu mir, als sie den Schrei ausstieß.

Ich nahm ihr dieses Vorhaben unbesehen ab, aber wehrlos wollte ich mich nicht niedermachen lassen.

Als sie über den Schreibtisch hinweghechtete, lag ich schon auf dem Rücken, hatte die Beine angewinkelt und stieß sie im nächsten Moment mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft vor.

Es wurde nicht nur ein Volltreffer. Lydia flog so hoch, dass sie beinahe die Decke berührt hätte. Mit den Füßen klatschte sie dagegen, ich aber warf mich herum, da ich unbedingt an meine Beretta wollte.

Mittlerweile war Lydia wieder zu Boden geknallt. Sieinteressierte mich im Moment nicht, wichtig war die zweite Person an der Tür.

Sie sah aus wie eine Hexe und besaß auch die Kräfte.

Es sah kraftvoll aus, wie ich meiner Waffe entgegenhechtete, wurde aber zur Lächerlichkeit degradiert, als sich die Pistole plötzlich selbstständig machte und durch die Kraft der Hexe einige Yards zur Seite rutschte, sodass ich ins Leere griff.

Sie lachte schrill und freute sich teuflisch über diese gelungene Aktion.

Ich war der Gelackmeierte, kam wieder hoch und musste erkennen, dass die Hexe die Waffe bereits durch ihre unnatürlichen Kräfte in die Hand bekommen hatte.

Nie war ich schneller als eine Kugel.

Aber ich besaß zum Glück noch eine zweite Waffe, die ich lange Zeit nicht hatte einsetzen können.

Es war der Silberdolch!

Lange genug hatte er sich in den Klauen des Götzen Baal befunden. Jetzt war er wieder mein.

Und ich riss den Dolch hervor.

Das Mädchen, zu einer Hexe geworden, hielt mittlerweile meine Beretta in der Hand. Sie brauchte die Pistole nur noch zu drehen, um auf mich zielen zu können.

Ich schrie ihr eine Warnung zu, auf die sie nicht einging. Sie stand voll unter dem Einfluss des Teufels und würde seinen Befehlen folgen. Ich musste handeln und schleuderte den Dolch, auch wenn ich sie nicht töten wollte.

Plötzlich schrie sie auf.

Es hörte sich an, als hätte jemand eine Sirene angestellt. Sie wankte zurück, ihre Augen erstarrten, das Leben wurde aus ihnen herausgesaugt, aber das rote, böse Leuchten ging zurück, und für einen Moment sah ich auf meinem Silberdolch das Zeichen des Allsehenden Auges aufblinken, das in der christlichen Religion das Zeichen für die Dreifaltigkeit ist und von den alten Ägyptern übernommen worden war.

Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte mich, denn die Zeichen auf der Waffe waren verschwunden gewesen, dafür hatte Baal gesorgt.

Kehrten sie jetzt allmählich wieder zurück?

Das Mädchen lag am Boden. Der Dolch steckte in seiner Seite. In der rechten, sogar ziemlich hoch zur Schulter hin. Hoffentlich war die Verletzung nicht tödlich.

Ich lief auf die am Boden Liegende zu. Sie war nicht bewusstlos geworden, sondern schaute mich aus ihren dunklen Augen an, während ihr Gesicht einen schmerzerfüllten Ausdruck zeigte.

Das Allsehende Auge auf meiner Waffe war nicht mehr zu sehen.

Ich nahm mir die Zeit, kniete neben der Frau und schaute auf den Silberdolch. Er war zum Glück nicht zu tief in den Körper eingedrungen. Hinterlassen hatte er eine Fleischwunde.

Deshalb riskierte ich es und zog ihn mit einem heftigen Ruck wieder hervor.

Die Hexe zuckte zusammen. Ich nahm sofort mein Taschentuch, presste es auf die Wunde und führte ihre linke Hand auf die Wunde, damit sie mit dem Taschentuch die Blutung stoppte. Dann kümmerte ich mich um die Perücke. Beim ersten Ziehen bekam ich sie nicht vom Kopf weg. Die Verletzte schrie, ihr Gesicht war kalkbleich, ich startete einen nächsten Versuch und hatte das Gefühl, als würden sich unsichtbare Finger am Haar festgekrallt haben und mich behindern.

Diese höllische Zweitfrisur besaß mehr Kräfte, als ich ihr zugetraut hatte.

Dann nahm ich mein Kreuz, legte es auf die Perücke, und plötzlich zischte es auf, ohne zu brennen.

Die Verletzte schrie. Sie wand sich. Und ich riss ihr mit einer heftigen Bewegung die Perücke herunter. Dann schleuderte ich die Reste fort.

Das war der erste Erfolg. Ich wusste jetzt, dass mein Kreuz gegen diese teuflische Art der dämonischen Beeinflussung etwas ausrichten konnte. Blieb noch Lydia.

Auch sie hatte es erwischt. Mein kraftvoller Stoß in die Höhe war zu

einer ebenso starken Gegenreaktion ausgeartet. Sie war auf den Boden geknallt, lag verkrümmt und stöhnte. Lydia lebte!

Wir schauten uns an, als ich neben ihr kniete.

In ihren Augen loderte der Hass. Sie wollte sich aufrichten, hob den Kopf an, und ich brachte mein Gesicht rasch in Sicherheit, sodass die gefährlichen Haare an mir vorbeiwischten. Sie schleuderte mir Flüche entgegen, die wildesten Beschimpfungen steckte ich ein, und sie verstummte erst, als ihr Blick auf das Kreuz in meiner Hand fiel.

Schlagartig war sie ruhig.

Ich bin kein Exorzist, aber ich wusste genau, was ich zu tun hatte.

Ich ließ das Kreuz auf ihre Perücke fallen, dort entfaltete es seine Kraft.

Diesmal bäumte sich Lydia nicht auf. Sie blieb starr auf dem Rücken liegen. Ihre Pupillen nahmen einen fahlen Glanz an, doch es war nicht der Glanz des Todes.

Die gefährlichen Haarstacheln auf ihrem Kopf rollten sich zusammen, als bestünden sie aus dünnem Metall. Es geschah lautlos, und sie sonderten gleichzeitig dicke Tropfen ab, die zu Boden fielen und aussahen wie Teerflecken.

Nur stanken diese hier nach Schwefel. So wie auch manchmal der Teufel, wenn er sich manifestierte.

Als ich die Perücke vom Kopf riss, hatte ich die Mundwinkel verzogen. Dieser Ausdruck blieb, während ich zum Telefon ging und endlich dazu kam, meinen Anruf zu tätigen.

Man hatte ihn schon erwartet. Sofort wurde zu Sir James durchgestellt, dem ich einen knappen Bericht gab. Er teilte mir mit, dass sich Suko ebenfalls auf dem Weg befand.

Ich verlangte nach einem Arzt und nach Beamten, die das Haus umstellten. »Hier ist wirklich die Hölle los, Sir.«

»Wie viele Leute brauchen Sie?«

»Vielleicht ein Dutzend.«

»Geht in Ordnung.«

»Danke. Und wann kann ich Suko erwarten?«

»Es handelt sich höchstens um Minuten,« erwiderte der Superintendent.

Damit war das Gespräch beendet. In diesem extravagant eingerichteten Büro sah es schlimm aus. Am schlechtesten ging es Barney Brookman. Ich sah ihn mir noch einmal an.

Vorhin hatte er noch mit dem Rücken an der Wand gesessen. Jetzt lag er auf der Seite. Er hatte sich nicht mehr halten können und war bewusstlos geworden.

Zwar waren die Stacheln nicht sehr tief in den Körper eingedrungen – die dicke Winterkleidung hatte ihnen einen Teil der Wucht genommen –, dennoch sahen die zahlreichen kleinen Wunden

gefährlich aus. Zudem hatte er viel Blut verloren.

Ich tätschelte seine Wange, auch wenn er es nicht spürte. »Okay, Barney, du schaffst es schon.«

Dann richtete ich mich auf und ging auf die Tür zu. Das Kreuz hängte ich vor meine Brust und verließ mich zudem noch auf die Beretta und den Dolch.

Ich musste die restlichen drei Mädchen stoppen, aber vor allen Dingen wollte ich Lucien Sabre, den Ghoul.

***

Der Ghoul war geschwächt, aber nicht vernichtet. Und so schleppte er sich weiter.

Noch sah er aus wie ein Mensch, doch er befand sich in einem Zwischenstadium, wo das Ghoulhafte immer stärker zum Ausbruch kam. Bei jedem Schritt, den er sich voranbewegte, bildeten sich neue Schleimbeutel, die in langen Bahnen an seinem Körper herabrannen.

Seine Kleidung und die weiche Haut hatten sich miteinander vermischt. Er benötigte Kraft, um sich zu halten. Zwar war ihm körperlich nichts geschehen, doch innerlich fühlte er sich ausgebrannt und leer, denn die Unterstützung des Teufels war ihm versagt geblieben.

Jemand hatte das Bild zerstört.

Sinclair kämpfte. Er würde seine Schwierigkeiten haben, und Sabre sah die Hexe im Gang. Er hatte all seine Mädchen durch gedankliche Befehle erreichen können. Dora kam ihm jetzt entgegen; ihre Blicke verrieten ihre hündische Ergebenheit.

Der Ghoul stoppte. Er verzog und öffnete den Mund. Die Zunge bewegte sich auf und nieder, als er sprach. Sie wirkte ebenfalls wie ein schleimiger Klumpen.

»Macht unseren Feind fertig! Du findest ihn in meinem Büro. Geh hin, Dora, und zeige ihm, was eine Hexe ist.«

»Ja. Meister, ja.«

Sie bewegte sich an ihm vorbei. Sabre selbst drehte sich nicht mehr um. Es war ihm zu anstrengend. Sein Blick war starr nach vorn gerichtet. Er wollte seinen Laden erreichen und damit die anderen Dienerinnen.

Seine geistigen Befehle hatten sie bereits vernommen. Er konnte sicher sein, dass sie auch befolgt wurden.

Der Ghoul erreichte den Vorhang. Er krallte seine schleimige Linke um den Stoff und riss ihn zur Seite.

Jetzt hatte er freies Blickfeld in den Laden!

Drei seiner Dienerinnen befanden sich noch dort. Harriet, Eve und Kim. Sie hatten seine Befehle verstanden. Es war etwas passiert, das es noch nie gegeben hatte.

Die letzten drei Mädchen hatten die Kunden verjagt. Praktisch unter der Haube weggeholt. Ob sie schon fertig gewesen waren oder nicht, war ihnen egal gewesen.

Eine war noch an der Tür. Sie schaute auf Kim, die vor ihr stand, und sie redete heftig auf das Mädchen mit den Perückenhaaren eines Toten ein.

»Das werden Sie bereuen. Ich werde allen sagen, was dies hier für ein Mistladen ist.« Sie sah lächerlich aus mit den Lockenwicklern in den blondierten Haaren, zu dem das ungeschminkte und schon älter wirkende Gesicht gar nicht passen wollte.

Kim erwiderte nichts. Hätte sie ein langes Leichenhemd getragen, hätte sie kaum etwas von einer Toten unterschieden. Aber das Mädchen wusste genau, was zu tun war.

Noch stand die Kundin auf der Schwelle. Die Friseurin aberpackte die Tür an der Kante und warf sie heftig zu. Die Kundin sprang nicht schnell genug zurück. Sie wurde von dem dicken Glas voll getroffen.

Ihr Schrei wurde von allen überhört, und die Reaktion der Frau wirkte wie eine Pantomine, als sie zurücktaumelte und auf dem Gehsteig fast zusammenbrach. Zwei Männer fingen sie auf.

Der Ghoul grinste nur schief und schaute zu, wie Kim die Tür verschloss. Erst nachdem dies geschehen war, löste er sich von seinem Platz und schwankte durch den Salon.

Immer, wenn er einen Fuß aufsetzte, erklang ein dumpfes Platschen.

Die auf dem Fußboden liegenden und ausgelaufenen Champagnerkübel zeugten davon, wie chaotisch die Flucht der Kundinnen gewesen sein musste. Die Eisstücke waren längst geschmolzen und hatten Wasserlachen gebildet.

Aus dem Hintergrund löste sich Harriet. Sabre hatte auch Eve einen gedanklichen Befehl gegeben, sodass sie ebenfalls auf ihn zuging. Nur von der entgegengesetzten Seite her.

Beide Mädchen trugen nach wie vor ihre Perücken. Harriet das grüne Stachelhaar, das mit einer magischen Elektrizität aufgeladen war und bei Berührungen starke Verbrennungen verursachte.

Auf Eves Kopf saß die Perücke mit dem glatten Blondhaar. Sie sah am harmlosesten aus, aber man durfte sich nicht täuschen lassen.

Diese dünnen Strähnen waren allesamt giftig, und wehe dem, über dessen Haut sie fuhren.

Sabre sah die drei an. Die Mädchen wunderten sich nicht über sein Aussehen, denn er hatte sich ihnen in seiner ursprünglichen Form gezeigt, nachdem er ihnen die Perücken aufgesetzt hatte.

»Einem unserer mächtigsten Feinde ist es gelungen, bis zu uns vorzudringen,« erklärte er. »Sollte er es tatsächlich schaffen, Lydia und Dora zu besiegen, sind wir auch noch da. Wenn er erscheint, werdet ihr euch seiner annehmen.«

Die drei nickten.
»Noch eine Frage?« Die Worte fielen dem Ghoul schwer. Fast jede Silbe war von einem Blubbern begleitet.
Harriet wollte etwas wissen. »Wo sollen wir ihn erwarten?«
»Hier im Salon.« Der Ghoul drehte sich. Wo er stand, lag ein Schleimklumpen auf dem Boden. »Es gibt genügend Verstecke. Verbergt euch hinter den Sesseln und behaltet den Eingang genau im Auge. Stellt es geschickt an, dann hat er keine Chance.«
»Wo wirst du sein?« fragte Kim.
»Ich verlasse euch jetzt, um neue Kräfte zu sammeln. Aber keine Sorge, ich komme zurück. Ich werde euch nicht im Stich lassen.«
Sie umstanden ihn und starrten ihn an. Niemand widersprach.
Vielleicht hätten sie es versucht, wenn sie normal gewesen wären, so aber standen sie unter dem Bann des Meisters Lucien Sabre, und sie gehorchten ihm.
Noch eine Frage lag auf Eves Zunge. »Ist er bewaffnet?«
Der Ghoul log nicht. »Ja, er besitzt Waffen. Gefährliche sogar, auch ein Kreuz. Aber wenn ihr es geschickt anstellt, werdet ihr ihm keine Chance lassen.«
»Wo willst du denn hingehen?«
»Ich nehme den normalen Eingang.« Der Ghoul wollte nicht mehr zurück und Sinclair in die Arme laufen. Er hatte seinen Dienerinnen nicht gesagt, wie gefährlich das Kreuz war, und vor allen Dingen nicht, wie mächtig. Das sollten sie selbst herausfinden.
Die Wirkung der Waffen hatte zwar bei ihm starke Spuren hinterlassen, aber sie ließ allmählich nach.
Der Ghoul erholte sich.
Und er hörte die Schreie aus den hinteren Räumen. Ihm war klar, dass Sinclair sie nicht ausgestoßen hatte, also war er mit seinen beiden Gegnerinnen fertig geworden.
Sabre beeilte sich.
Er stieß einen leergelaufenen Kübel an, der scheppernd zur Seite rollte. Im Schaum des aus der Flaschenöffnung geströmten Champagners blieb er liegen.
Der Ghoul setzte seinen Weg fort. Noch nie war er ihm so schwer gefallen wie in diesen Minuten. Er wusste, dass er sich beeilen musste, erreichte die Tür und suchte nach dem Riegel.
Da der ziemlich tief angebracht worden war, musste er sich bücken.
Nachdem er ihn zurückgezogen und sich wieder aufgerichtet hatte, sah er den Polizisten.
Zwei Wagen parkten schräg auf dem Gehsteig. Fünf Uniformierte zählte er, aber auch ein Mann in Zivil stieg aus.
Suko!
Und der zögerte keine Sekunde. Er hatte mit einem Blick durch die

Scheibe festgestellt, wer sich dicht dahinter befand.

Dieser unförmige Klumpen, diese Mischung aus Mensch und Schleim konnte nur ein Ghoul sein.

Suko trat gegen die Tür. Sie flog auf und klatschte gegen den feisten Körper des widerlichen Dämons und stieß diesen zurück.

Der Weg war frei. Die Beamten stürmten hinter Suko in den Salon, und die drei Mädchen fuhren herum, um sich den Männern entgegenzustellen…

***

In diesem Augenblick erreichte ich durch den Gang den Salon. Ob ich von den drei Perückenträgerinnen gesehen worden war, wusste ich nicht. Sie jedenfalls hatten sich den neuen Gegnern zugewandt, während ich Suko nahe der Tür entdeckte und das hohe, schrille Schreien des Ghouls hörte.

Die Gefahr hatte sich schlagartig verdichtet. Nicht so sehr für mich, mehr für die Beamten, die nicht wussten, was auf sie zukommen würde und meine erste Warnung in den Wind schlugen.

Sie rannten auf die Mädchen zu.

Die aber handelten schnell. In drei verschiedene Richtungen liefen sie weg, sodass sich die Polizisten ebenfalls aufteilen mussten. Einen rothaarigen, noch jungen und ungestümen Burschen erwischte es zuerst. Er hatte sich ausgerechnet ausgesucht, die die Perücke mit dem grünen Stachelhaar trug.

Harriet senkte den Kopf. Sie umarmte ihn gleichzeitig, der Polizist war irritiert, um einen Augenblick später wie ein Wilder aufzuschreien, als ihn das Haar am Gesicht erwischte.

Seine rechte Gesichtshälfte schien zu brennen. Er torkelte zurück, kippte in ein Haarwaschbecken, drehte sich dort und prallte mit einem dumpfen Laut zu Boden.

Wir alle sahen seine Wangen.

Sie waren hautlos geworden. Der Anblick war schockierend. Ich musste unbedingt handeln.

Die anderen Polizisten standen wie unter einem Bann, sodass ich Zeit hatte, um auf das Mädchen loszustürmen.

Ich musste noch einen zur Seite räumen, um freies Wurffeld zu haben.

Wiederum verzichtete ich auf eine Kugel. Diese Mädchen waren keine Dämoninnen, man hatte ihnen nur den Willen genommen, den sie durch mich vielleicht wieder zurückerhalten konnten.

»Da, fang!« brüllte ich.

Harriet ließ sich irritieren. Sie schaute mich in dem Augenblick an, als sich das Kreuz bereits auf der Reise befand und in einer Reflexbewegung von ihr aufgefangen wurde.

Starr hielt sie es fest, stierte darauf und drehte sich plötzlich um die eigene Achse, bevor sie anfing zu schreien. Einen Sekundenbruchteil später erwischte sie die Magie voll und setzte das grüne Haar in Brand. Es waren winzige Flammenzungen, die wie kleine, zuckende Teufel wirkten und einen Ring um ihren Kopf gelegt hatten.

Vom Kreuz aus strahlte die Magie ab, sie würde auch das Mädchen vernichten, wenn ich nicht eingriff.

Und ich war schneller, riss sie an mich und zog ihr die Perücke vom Kopf.

Obwohl ich in die Flammen fasste, wurde ich nicht verbrannt.

Auch das Mädchen hatte Glück gehabt, dass »nur« die Kopfhaut versengt war.

Ich schleuderte sie in einen der Ledersessel hinein, wo sie liegen blieb. Jetzt konnte ich mich um die anderen kümmern.

Zwei Polizisten standen mir im Weg, die ich wegscheuchte. »Gehen Sie in den Gang und hinter den Vorhang. Los, beeilen Sie sich! Das hier ist meine Sache!«

Ob sie es gern taten, wusste ich nicht. Jedenfalls gehorchten sie und zogen sich zurück.

Eines der Mädchen kam auf mich zu. Ihr Haar war grau, stumpf und verfilzt. Auf mich wirkte es, als würde es von einem Zombie oder einer alten Leiche stammen.

Ich wartete auf sie.

Aber ich hörte den Schrei und den Fall.

Blitzschnell fuhr ich herum.

Das Mädchen mit der Blondhaarperücke hatte zugeschlagen und diesmal keine Rücksicht genommen. In ihren Armen hielt sie einen der Polizisten.

Der Kollege war tot, das erkannte ich an seinen gebrochenen Augen.

***

Suko hatte genau gewusst, dass er John Sinclair das übrige Feld überlassen konnte. Er konzentrierte sich auf den Dämon, den er durch die Tür so weit zurückgeschleudert hatte. Der Ghoul war bis zum Kassentisch befördert worden. Einer seiner Arme lag auf der Glaskasse, und der von seinen Fingern tropfende Schleim rann über das Gehäuse.

Sabre stemmte sich wieder hoch. Noch hatte er nicht aufgegeben, aber Suko war besser.

Kaum befand sich der Ghoul in der Senkrechten, als der Inspektor bereits zuschlug.

Die flache Hand klatschte gegen den zerfließenden Körper und drückte ihn zurück. Gleichzeitig rollte sich der Ghoul nach rechts, und zwar weg von der Kasse. An dieser anderen Seite fand er keinen Halt

mehr.

Wie ein mit nassem Lehm gefüllter Sack klatschte er zu Boden und blieb dort liegen.

Suko nahm die Dämonenpeitsche. Hier Rücksicht walten zu lassen wäre genau falsch gewesen. Ein Ghoul war ein schwarzmagisches Wesen, das nichts anderes im Sinn hatte, als zu töten und Unglück über die Menschen zu bringen.

Und Suko schlug zu.

Dreimal hieb er in die Masse hinein. Er hörte den Ghoul jaulen, sah die tiefen Risse, die die Peitschenschnüre hinterlassen hatten, und konnte den Weg der sich auflösenden Kreatur genau verfolgen.

Der Schleim strömte in alle Richtungen weg. Er kroch über den Boden, und die Gliedmaßen, die er mit sich riss, lösten sich ebenfalls auf, sodass von dem Ghoul vorerst nur die breiten Schleimspuren und der schreckliche Geruch nach Tod und Verwesung übrig blieben.

So also sah das Ende eines Trendsetters und großen Meisters der Haarkunst aus.

***

Ich hatte abgedrückt!

Es war ein Reflex gewesen. Ich hatte einfach nicht anders gekonnt.

Als ich den toten Polizisten in den Armen der jungen Frau sah, war bei mir eine Sicherung durchgebrannt.

Zum Glück hatte sich die junge Frau nicht bewegt. So jagte die Kugel in ihre Schulter.

Die Aufprallwucht schleuderte sie zurück. Sie öffnete den Mund.

Ein leiser Schrei wehte hervor, und das geweihte Silber der Kugel arbeitete in ihrem Körper.

Zuerst rutschte ihr der Tote aus den Händen. Sie brach ebenfalls zusammen, und gleichzeitig wurde sie von einem zuckenden Leuchten umgeben, das ihren Kopf erfasste.

Konnte ich etwas tun?

Nein, die Kraft in dieser gefährlichen Perücke war einfach schneller. Sie vernichtete deren Trägerin.

Und so starb Eve auf grauenvolle Art und Weise vor unseren Augen. Als sie den Boden erreichte, hatte sie kein Gesicht mehr.

»John, Vorsicht!«

Ich schüttelte den Schock ab und fuhr herum.

Die Letzte kam.

Ihre Totenhaare wehten wie eine Fahne. Sie hielt die Arme ausgestreckt. Zwischen ihnen erkannte ich das verzerrte Gesicht. Auf Tod war sie programmiert, und mir musste etwas einfallen.

Suko handelte.

Er war wie ein Phantom. Aus dem Vordergrund des Salons tauchte er

auf. Die Peitsche schlagbereit haltend. Diesmal bewies er seine Kunst. Er konnte mit der Dämonenpeitsche nicht nur vernichten, sondern auch so genau schlagen, dass nur bestimmte Dinge getroffen wurden.

Flach, aber kopfhoch wischten die drei Riemen durch die Luft und trafen haargenau ihr Ziel, die Perücke.

Kim wurde im Lauf erwischt. Für einen Moment blieb sie stehen, der Ausdruck auf ihrem Gesicht änderte sich. Ungläubiges Staunen breitete sich darauf aus, als sie dem Totenhaar nachschaute, das die Peitschenriemen ihr vom Kopf gerissen hatten.

Die Perücke klatschte genau auf die Sitzfläche eines leeren Sessels.

Das wollte Kim nicht wahrhaben. Sie rannte hin, ich startete ebenfalls und gleich schnell.

Mein Hieb katapultierte sie zur Seite. Lieber eine Beule als tot.

Dann kümmerte ich mich um die Perücke.

Das Kreuz sorgte für ganze Arbeit. Die einzelnen Haare verbrannten mit einem düsteren Glühen.

Tief atmete ich durch, drehte mich um und sah Suko, der die Schultern hob, mir zunickte, sich drehte und zur Tür ging; um drei Männer in weißen Kitteln einzulassen.

Einer von ihnen war der Arzt.

Ich blieb an seiner Seite und ging mit ihm in Sabres Büro, wo genug Arbeit auf ihn wartete.

Eve und der Polizist hatten tatsächlich nicht überlebt. Zusammen mit Ches Grady und Lisa Brookman hatte der Fall vier Tote gekostet.

Ich fühlte mich mies. Manchmal war ich wirklich nahe daran, die Brocken hinzuwerfen. Aber das ging nun mal nicht.

***

Erst gegen Abend erfuhren wir, dass die anderen es überleben würden. Dies wiederum war eine gute Nachricht.

Wir saßen bei unserem Chef und diskutierten den Fall noch einmal durch. Sir James hatte die Stirn in Falten gelegt und schüttelte den Kopf. »Manchmal kann ich nicht begreifen, wie es möglich ist, dass sich ein Ghoul so lange hält.«

»Ich auch nicht,« gab ich zu. »Vielleicht wendet die Hölle diese Maulwurftaktik an.«

»Wieso?«

»Sie hat überall ihre versteckten Spione. Wenn die Zeit reif ist, geben sie sich zu erkennen.«

»Und davon sind Sie überzeugt, John?«

»Leider.«

»Dann kann uns noch einiges bevorstehen.«

Ich wischte den Einwand weg. »Daran möchte ich jetzt nicht denken, Sir, denn es gibt Dinge, die sollte man nicht aufschieben.«

»Welche, zum Beispiel?«

»Ein gutes Abendessen. Die Conollys haben uns eingeladen. Es gibt da neuerdings ein Lokal in London, da zahlt man keine festen Preise, sondern gibt freiwillig eine bestimmte Summe. Wenn es einem gut geschmeckt hat, greift man tiefer in die Tasche.«

Sir James lächelte. »Ich weiß.« Er stand auf und holte seinen Mantel. Suko und ich wunderten uns. »Wollen Sie jetzt schon Feierabend machen, Sir?« fragte der Inspektor.

»Ja. Ich bin nämlich auch zum Essen eingeladen worden.«

»Darf man den Namen des großzügigen Spenders erfahren?«

Sir James nickte. »Die Conollys – wer sonst?«

ENDE